

DIE WELTWOCHEN



November, ich liebe dich

Zauber der Melancholie, Wunder des Lebens.

Michael Bahnerth

Zur Lage des Optimismus

Diese Zahlen und Fakten machen Freude. *Beat Gygi*

Der beste Geheimdienst der Welt

Wie die Schweiz dank Crypto alles wusste.

Christoph Mörgeli

Das asiatische Zeitalter
hat bereits begonnen
Francis Pike über
die Dominanz
des Ostens



ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

**Swiss tradition.
European roots.
Eastern expertise.**
To meet both
your personal and
corporate needs.

**Wealth Management &
Corporate Advisory solutions.**

www.bil.com/swisstradition



**BANQUE
INTERNATIONALE
À LUXEMBOURG
| SUISSE**

Rassismus in den Schweizer Schulen

Am Wochenende trumpfte der *Sonntagsblick* mit der Schlagzeile auf: «Diskriminierung im Klassenzimmer: Schulbücher sind im Kern rassistisch.» Zwei «Bildungsexpertinnen» hätten «aufgedeckt», wie «präsent Rassismus» in Schweizer Schulbüchern sei: «Wir haben kein einziges Lehr- oder Lernmittel gefunden, das wir ohne Zweifel empfehlen können.» Werden unsere Kinder an den Schulen systematisch mit Rassismus vollgepumpt?

Davon sind die beiden Rassismus-Fachfrauen Rahel El-Maawi, 43, und Mandy Abou Shoak, 31, überzeugt. Mandy Abou Shoak ist Aktivistin und Sozialpädagogin. Bei der «Black Lives Matter»-Bewegung, die in den USA Denkmäler von Christoph Kolumbus bis Thomas Jefferson herunterreisst, wirkt sie als Mitglied. Abou Shoak ist Muslimin, kam aus dem Sudan als Flüchtling in die Schweiz und macht einen Master in Sozialarbeit. Sie sagt: «Wir werden in eine rassistische Gesellschaft hineingeboren. Wer nichts aktiv dagegen tut, bleibt rassistisch.»

Ähnlich finster sieht es Rahel El-Maawi, «Organisationsberaterin für diversitätsorientierte Betriebskultur». Die Tanzkünstlerin erforscht «Möglichkeiten, wie Bewegung und Tanz meine soziokulturelle Arbeit erweitern können». Allein die Frage, woher jemand komme, sagte sie in einem Interview, sei «verletzend». Wir alle sind «rassistisch sozialisiert».

Man sieht: Die Chance, von diesen Autorinnen eine unvoreingenommene Arbeit über Rassismus zu bekommen, ist ungefähr gleich gross, wie wenn man beim Ku-Klux-Klan eine ausgewogene Biografie über Barack Obama bestellen würde. Natürlich können die beiden Fachfrauen kein einziges Schweizer Lehrmittel empfehlen. Die meisten seien von Männern geschrieben, Frauen und Minderheiten kämen kaum vor, und besonders gefährlich seien «rassistische Fremdbezeichnungen» wie «schwarz», «Indianer» oder «dunkelhäutig».

Stimmt. Am Rütlichschwur nahmen weder Frauen noch Schwarze oder Transgender-Personen teil. Dem scharfen Auge der Autorinnen entgeht nichts. In einem Geschichtslehrbuch über das 19. Jahrhundert entdecken sie den Satz: «Mutige Forscher drangen in das Innere Afrikas vor.» Das geht gar nicht. Abou Shoak und El-Maawi

fordern, die «mutigen Forscher» durch «plündernde Abenteurer*innen» zu ersetzen. Aber gab es damals Frauen unter den «Abenteurern»? Nicht so wichtig. Hauptsache, der anklägerische, gendergerechte Ton kommt rein.

Keine Zustimmung findet auch die Formulierung «arabischer Sklavenhandel». Das sei «antimuslimischer Rassismus». Die Versklavung von Afrikanern durch Weisse hingegen dürfe nicht «verschleiert» werden. Ein anderes

Werden unsere Kinder in den Klassenzimmern systematisch mit Rassismus vollgepumpt?

Buch schreibt kritisch über den Neuenburger Plantagenbesitzer Jacques-Louis de Pourtalès: «Auf jeder seiner Plantagen arbeiteten rund 150 Sklaven [...], die er möglichst lange nutzen wollte. Deshalb achtete er auf gute Ernährung und beschäftigte sogar einen Arzt. Aber die Abschaffung der Sklaverei war für ihn undenkbar.»

Klingt sachlich angemessen, doch auch hier senken die Anklägerinnen mitleidlos den

Daumen. Zwar werde wenigstens die «Mittäter*innenschaft von Schweizer*innen» bei der Sklaverei benannt, doch die Erwähnung von guter Ernährung und einem Arzt komme einem «Reinwaschen» gleich. Ob die Fakten stimmen, ist weniger erheblich als die korrekte Gesinnung, das schlechte Gewissen.

So finden die Expertinnen heraus, was sie immer schon gewusst haben: An Schweizer Schulen werde den Kindern «struktureller Rassismus» eingepflegt. Das Wort ist ein Kampfbegriff der US-Linken. Struktureller oder systemischer Rassismus heisst, dass alle Unterschiede zwischen ethnischen Gruppen auf rassistische Unterdrückung zurückzuführen seien. Schwarze verdienen weniger als Weisse? Rassismus! Schwarze sind krimineller als Weisse? Rassismus! Schwarze haben weniger Uni-Abschlüsse als Weisse? Rassismus. Eigenverantwortung und Leistung haben in dieser Optik keinen Platz.

Der Vorwurf des systemischen Rassismus hat den immensen Vorteil, dass man konkrete Fälle von Rassismus nicht mehr konkret beweisen muss. Es reicht, auf Unterschiede hinzuweisen. Die Behauptungen beweisen sich selbst, und jeder, der widerspricht, ist automatisch Rassist. Deshalb widerspricht fast niemand. Oder, wie es Abou Shoak ausdrückt: Nur wer aktiv gegen das rassistische System ankämpft, ist kein Rassist. Was dem Nichtrassisten wiederum das Recht gibt, alle anderen als Rassisten zu beleidigen.

Die Medien, siehe *Sonntagsblick*, machen noch so gerne mit, aber auch die Unternehmen. Alle möchten bei den Guten sein. So wird der Antirassismus zum lukrativen Geschäft. Wer keinen Job mehr findet, sollte sich zum Rassismus-Spezialisten weiterbilden. Rahel El-Maawi macht es meisterhaft. Mit ihren «Recherchen» prangert sie Organisationen an, die sie dann als Diversity-Beraterin vom Problem befreit, das sie ihnen vorwirft. Ärzte heilen Krankheiten, die sie soeben erfunden haben. Genial.

Unterstützt wird Rahel El-Maawi übrigens vom Berliner «Institut für diskriminierungsfreie Bildung». Auch ihre Argumente gegen Schweizer Schulen sind vorwiegend aus Deutschland importiert. Nur die Druckkosten ihrer Broschüren übernehmen, natürlich, die «systemisch rassistischen» Schweizer Steuerzahler. R. K.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Anleitungen zum Glückhsein: Mit Roberto Blanco, Yoram Hazony, Nora Kronig und anderen guten Nachrichten im November

Der Bericht der parlamentarischen Geschäftsprüfungsdelegation über die Chiffrierfirma Crypto AG bringt Hochspannendes an den Tag: Dem Strategischen Nachrichtendienst gelang es 1993, die amerikanischen und bundesdeutschen Geheimdienste als Eigentümer dieser Firma zu enttarnen und sich an die Geräte anzudocken. Durch diesen hocheffizienten, kostengünstigen Coup erhielt die Schweiz in den kommenden Jahren Kenntnis über geheimste Vorgänge in vielen Staaten, was dem Bundesrat und der Armeeführung wertvolle Entscheidungsgrundlagen lieferte. **Seite 16**

Nationalismus ist kein Übel, sondern das einzige System, das der Welt Freiheit ermöglicht: Diese Meinung vertritt Yoram Hazony, Politphilosoph aus Jerusalem. Er lobt den Nationalismus als Tugend und grenzt ihn von globalpolitischen Tendenzen ab. Hazony sieht den Zusammenhalt einer Nation und die Loyalität der Bürger zur Nation als Grundlage für Frieden und Wohlstand. Das heisse aber nicht, dass eine Nation homogen zusammengesetzt sein müsse, wie er im Interview mit Pierre Heumann ausführt. Solange die Loyalität durch die Zuwanderung nicht geschwächt werde, müssten neue Gruppen stets willkommen sein. **Seite 26**



Glück in Ermatingen TG: Entertainment-Legende Roberto Blanco mit Gattin Luzandra.

In der Öffentlichkeit ist sie fast gänzlich unbekannt. Sie sitzt auch lieber am Verhandlungstisch als im Rampenlicht der Medien: BAG-Vizedirektorin Nora Kronig ist die Schweizer Hoffnungsträgerin bei der Bewältigung der Corona-Krise. Im Auftrag des Bundesrates klopft sie auf der Suche nach einem Impfstoff weltweit Pharmaunternehmen ab. Sie konnte auch schon vielversprechende Verträge abschliessen. Die *Weltwoche* hat sie letzten Woche spontan zu einem Gespräch im Restaurant «Lorenzini» in Bern getroffen. **Seite 29**

Roberto Blanco (83) steht seit 63 Jahren auf der Bühne und verkaufte im deutschen Sprachraum Millionen von Tonträgern. Bevor er sich der Musik widmete, studierte er in Madrid zwei Semester Medizin. Der Mann, der «ein bisschen Spass» zu seinem Lebensmotto machte, ist seit 25 Jahren Schweizer. Unser Reporter Thomas Renggli besuchte ihn an seinem Wohnort Ermatingen und fragte nach, weshalb Blanco Ehrenmitglied der CSU ist, ob er sich als echter Eidgenosse fühlt, was er von Fidel Castro hält und warum er jederzeit Mohrenköpfe und Negerküsse essen würde. **Seite 36**

Es sind nur wenige, umso mehr fallen sie auf und polarisieren: Lehrerinnen und Lehrer, die sich der Maskenpflicht im Schulzimmer verweigern. Die einen verabscheuen sie als geltungssüchtige Querulanten, andere verehren sie für ihre Zivilcourage. Alex Baur hat mit zwei Primarlehrerinnen gesprochen, die sogar eine Entlassung in Kauf nahmen, weil sie die Gesichtsverhüllung im Schulzimmer nicht mit ihren pädagogischen Grundsätzen vereinbaren konnten. Im Prinzip sind sich alle einig: Lehrer tragen nicht nur eine grosse Verantwortung, sie haben auch eine Vorbildfunktion. Doch welches ist das richtige Vorbild? **Seite 72**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Immobilienkompetenz seit 36 Jahren.



**Blick hinter die
Kulissen – Film ab!**

Egolf Immobilien vereint sieben starke Unternehmen unter einem Dach, die Hand in Hand Wohn-, Büro-, Gewerbeimmobilien und Areale entwickeln, realisieren, kaufen, verkaufen, vermieten und verwalten. Aktuell kümmert sich das 20-köpfige Team um 1835 verschiedene Objekte – im Zürcher Oberland, im Grossraum Zürich und in der Innerschweiz.

www.egolf-immobilien.ch

Egolf Immobilien



Liebeserklärung an den November:
Seite 8



Die Zukunft ist positiv:
Seite 22



Im Geheimdienst der Schweiz:
Seite 16

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Zauberhafte Melodie des Novembers
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Erich Fehr
- 10 Tagebuch Nicoletta Cimmino
- 11 Bern Bundeshaus Dick Marty:
Säulenheiliger des Unfreisinns
- 14 Blick in die Zeit
- 16 Der beste Geheimdienst der Welt
Glücksfall Crypto AG
- 18 Personenkontrolle
- 20 Wie im Schlaraffenland
Sozialhilfe ohne Ende
- 20 Mörgeli
Wer hat so viel Pinkepinke?
- 21 Peter Bodenmann
Trump braucht ehrenvollen Abgang
- 22 Die Welt wird besser
Wir leben länger, gesünder, friedlicher
- 24 Inside Washington
Trumps Regenbogen
- 25 Rickli schlägt Berset
Streit um Spitalbetten
- 25 Was Berlusconi besser machte
Nicholas Farrell
- 26 Philosoph des Nationalstaats
Gespräch mit Yoram Hazony
- 29 Operation Corona-Vakzine
Nora Kronig im Auftrag des Bundesrates

- 30 Trumpfieren mit der *Weltwoche*
Kritik von René Zeyer
- 31 Katharina Fontana
Etappensieg der EU-Freunde
- 32 Struwwelpeters Lady Macbeth
Boris Johnsons Verlobte Carrie Symonds
- 34 «Stoppt den Diebstahl!»
Wurde die US-Wahl gefälscht?
- 35 Thilo Sarrazin
Berlin in seinen Widersprüchen
- 36 Roberto Blanco
Anleitung zum Glück
- 39 Herodot
- 40 Das asiatische Zeitalter
Analyse von Francis Pike
- 43 Kurt W. Zimmermann
Redaktor – allein zu Haus
- 44 Wir sind Impfstoff
Ein deutsch-türkisches Märchen
- 47 Henryk M. Broder
Der Persilschein
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachruf Remo H. Largo
- 48 Beat Gygi
Asiens Freihandelspakt

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Wenn jede Silbe zählt
Neue Flaubert-Übersetzung

- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Bibel
- 58 Grossartige Geschichtslektion
Rembrandts Orient
- 60 Film «On the Rocks»
- 61 Social Media Fleetwood Mac
- 62 Rock AC/DC
- 63 Podcast Russell Brand
- 63 Jazz
Emile Parisien, Vincent Peirani

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 65 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Fragen Sie Dr. M
- 71 Kaffee mit Isabelle Vonlanthen
- 72 Fragen ans Gewissen
Lehrerinnen gegen Gesichtsmasken
- 74 Tamara Wernli
Jung und bedingungslos

Lobenswertes Ziel, schlechter Weg – Unternehmensverantwortungsinitiative NEIN

Sehr geehrte Stimmbürgerinnen und Stimmbürger

Am 29. November stimmen Sie über die Volksinitiative «Für verantwortungsvolle Unternehmen – zum Schutz von Mensch und Umwelt» ab. Falls angenommen hätte diese Initiative weitreichende, negative Auswirkungen auf unsere Wirtschaft. Als Bank für Unternehmer mit rund 100'000 Firmenkunden aller Grössen, insbesondere auch KMU, sorgen wir uns um die Rahmenbedingungen und Zukunftsaussichten der Schweizer Unternehmen. Wir lehnen die Initiative daher ab.

Das Ziel der Initiative, Menschenrechte und Umwelt auch in Entwicklungs- und Schwellenländern noch besser zu schützen, teilen wir selbstverständlich. Auch ist es keine Frage, dass Unternehmen für ihre Tätigkeiten Verantwortung zu übernehmen haben. Doch dafür sorgt bereits die bestehende Schweizer Rechtsordnung – und der Gegenvorschlag bringt weitere Verbesserungen.

Die Initiative hingegen ist aus folgenden Gründen abzulehnen:

1. Die vorgeschlagene, weltweit einzigartig umfangreiche Haftungspflicht für die globalen Aktivitäten von Schweizer Unternehmen geht viel zu weit. Die Haftungsverantwortung erstreckt sich nicht nur auf ausländische Niederlassungen und hundertprozentige Tochterfirmen, sondern auch auf Minderheitsbeteiligungen, Joint Ventures und sogar auf Lieferanten.

2. Die vorgeschlagene Beweislastumkehr öffnet einer Klageflut Tür und Tor. Schweizer Unternehmen müssten ständig ihre Unschuld beweisen, würden einem erhöhten Klagerisiko ausgesetzt und dies würde der Reputation des Wirtschaftsstandorts Schweiz schaden und eine unnötige Bürokratie nach sich ziehen.

3. Die Schweiz würde, im Alleingang, gleichsam zum Weltpolizisten, da Schweizer Gerichte Ereignisse in souveränen ausländischen Staaten zu beurteilen hätten – dies ist zugleich anmassend und respektlos.

4. Die erhöhten Haftungsrisiken, Klagefälle und Prozesse würden vor allem Anwaltskanzleien dienen und nicht der eigentlichen Sache, nämlich dem Schutz von Natur und von Menschenrechten.

5. Schweizer Unternehmen würden ihre Geschäfts- und Investitionstätigkeiten in Entwicklungs- und Schwellenländern aufgrund der gestiegenen Unsicherheiten wohl zurückfahren. Viele unserer Firmen leisten dort heute aber einen wichtigen Beitrag zur Schaffung von Infrastruktur und Arbeitsplätzen.

6. Die Annahme dieser Initiative würde zum Abzug von Schweizer Firmen aus der Schweiz in andere Länder und somit zum Verlust von wertvollen Arbeitsplätzen und Steuersubstanz in der Schweiz führen. Insbesondere im gegenwärtigen schwierigen konjunkturellen Umfeld und angesichts der ausserordentlichen Herausforderungen, welche die Corona-Pandemie für Unternehmen aller Grössen mit sich bringt, ist diese unnötige Schwächung des Wirtschaftsstandorts in unserer Heimat unverantwortlich.

Mit einer Ablehnung der Initiative ermöglichen Sie die Umsetzung des massvollen Gegenvorschlags des Parlaments, der auf Berichterstattungs- und Sorgfaltspflichten setzt und international abgestimmt ist. Als Bank für Unternehmer und weil uns unsere Schweizer Unternehmenskunden am Herzen liegen, empfehlen wir Ihnen daher, am 29. November ein NEIN zur schädlichen Unternehmensverantwortungsinitiative in die Urne zu legen.



Urs Rohner
Präsident des Verwaltungsrats
Credit Suisse Group AG



Thomas Gottstein
Chief Executive Officer
Credit Suisse Group AG



André Helfenstein
Chief Executive Officer
Credit Suisse (Schweiz) AG

Zauberhafte Melodie des Novembers

Für viele ist er das ungeliebte Stiefkind des Kalenders, die Plage unter den Monaten. Völlig zu Unrecht. Der November ist nicht Blues, er ist Swing und Quelle des Daseins.

Michael Bahnerth

Auf die Frage, in welchem Monat am meisten gestorben wird, antworten die meisten: im November. Der Grund dafür mag darin liegen, dass der elfte Monat des Jahres auch Trauermonat genannt wird wegen all der kirchlichen Gedenktage: Allerheiligen, Allerseelen, Totensonntag. Wahrscheinlich führt das Erinnern an die verschiedenen Heiligen, Gläubigen und auch ohne Gott Verstorbenen zum Glauben, der Tod bevorzuge den November. Tatsächlich mag er den Februar lieber.

Womöglich liegen die Todesnähe und die allgemeine Unbeliebtheit dieses Monats auch daran, dass im November das Sterben eines Jahres beginnt; das Sonnenlicht schwächelt in Agonie, Bäume machen Chemotherapie, der Sommer wird mit jedem Tag mehr zur Erinnerung. Aus all dem Werden im Warmen ist kaltes Vergehen geworden.

Kann man den November, das erklärte Arschloch unter den Monaten, mögen oder gar lieben, wenn man keine psychische Deformation in sich trägt? Wenn man nicht Melancholiker, Depressiver, Masochist oder gar Sadist ist? Diese Tage, die uns hinter die Wände unserer Häuser treiben und uns dort für lange Zeit festhalten? Diese Tage, in denen die Erde auf ihrer Bahn der Sonne zwar immer näher kommt, diese aber immer ferner scheint? Diese Tage, die fern von Verlockungen scheinen, die einen bleiernen Mantel statt Flügel zu tragen scheinen, die das Singen von Vögeln unhörbar in die Ferne tragen?

Glutofen des Herbeigesehten

Ich mag den November, ich liebe das alles. Er ist der Monat der Existenzialisten und vor allem der Romantiker und Sentimentalisten. Nie sind Verlangen und Sehnsucht von einer derartigen Kraft. Während die Welt in Nebelfelder sich auflöst, scheint das Zukünftige in seiner hellsten Sonne. Wir Tagediebe können uns nie leichter und näher und realistischer, wenn man so will, zu den Paradiesen hinträumen.

Der November ist der Glutofen des Herbeigesehten, er ist ein Schlaraffenland für all

jene, denen das Ungreifbare im Zukünftigen näherliegt als das Hier und Jetzt, weil es für Romantiker und Sentimentalisten ungemein erfüllender ist, sich irgendwohin hinzuträumen, als dort auch tatsächlich zu sein, weil das Dort zwangsläufig immer zu einem Ort wird, dem die Sehnsucht entfliehen will.

Nur das Karge ist in der Lage, das Kostbare zu offenbaren. Dieser Tage schien eine unüblich



Tagediebe träumen sich zu den Paradiesen.

kräftige Novembersonne, und jeder Sonnenstrahl war ein Geschenk. Man setzte sich in ein Café, richtete sich zur Sonne aus und schloss die Augen und schwamm in diesen Wärmewellen all der momentanen Unbill der Welt davon. Es gab für die Dauer dieser ganz kleinen Ewigkeiten keine Sehnsucht mehr, kein Verlangen, keinen Virus. Es gab nur Dankbarkeit und eine Portion Demut.

Der November ist ein Monat voller Musik, und sie ist kein Requiem, kein Trauergesang. Es ist eine Melodie, die so leise ist wie das Rascheln von auf den Boden gefallenen Blättern, wenn der Wind sie noch einmal und zum letzten Mal in die Lüfte trägt. Sein Klang ist so zart und so zugänglich wie der erste Raureif auf den Dächern, wie das letzte Singen einer Amsel. Das sind seine Jubelstimmen, die kalte Hände wärmen und einfrierende Seelen auftauen. November ist ein jährliches Sterben, ein kleines Verstummen des lau-

ten Seins, das bereits die Symphonie eines neuen Lebens in sich trägt. Der November trägt vielleicht einen Trauerflor, aber schwarz ist er nicht.

Nie ist der November mehr als eine spröde Schönheit, der es fernliegt, uns zu umgarnen. Ihre Reize, ihr Lächeln scheinen stets frostig. Sie ist launisch, schenkt da eine letzte Sanftmut des Klimas, dort an Körper und Seele zehrende Herbststürme. Sie kommt nicht daher im Gala-rock der heiteren Verschwenderin, sondern nur im nüchternen Gewand einer kühlen Realistin. Das macht den November zum ehrlichsten Monat im Kalender.

Monumentale Transformationskraft

Wir Menschen sind Mai und Juli, August und September auch, aber vielmehr sind wir November. Vielleicht mögen ihn viele deshalb so wenig. Weil er launenhaft ist und kantig, in sich zerrissen und widersprüchlich, weil er lieblos scheint und oft ohne Empathie. Weil er uns auf uns selbst zurückwirft und wir merken, wie nackt und verletzlich und schnell fröstelnd wir unter all den Pullovern und Mänteln sind. Weil er ist wie ein Räuber, der uns die Leichtigkeit stiehlt. Weil wir

das Laute für lebendiger halten als das Stille und wir uns im Stillen zu verlieren scheinen oder zumindest zu verirren, weil uns das Ertragen der Gegenwart von Stille ob all dem Geächze der Welt abhandengekommen ist. Es scheint beinahe, dass Stille nur in der Sehnsucht noch ertragbar ist.

So sitzen die meisten hinter ihren Fenstern und schauen nach draussen auf den November und sehnen sich fort und träumen sich weg von ihm und sehen in Landschaften der Hoffnungslosigkeit. Fühlen ein Vergehen, ein Sterben, Vergeblichkeit vielleicht und tun sich leid oder nehmen übel. Sie haben den November nicht begriffen, diesen Monat, der wie kein anderer in seiner monumentalen Transformationskraft uns zu uns selber hinführen könnte, zum Wesenskern unserer Form der Existenz. Wer sich jetzt des Novembers nicht freut, der freut sich nimmermehr.

Lieber Erich Fehr

Sie fürchten sich wahrlich nicht vor einem Shitstorm. In einem NZZ-Gastkommentar (16. November 2020) finden Sie «Grundsatzdiskussionen bezüglich Minderheitenrechten, Homo- und Transsexualität, sprachlicher Korrektheit und dergleichen mehr durchaus interessant, wichtig und wertvoll. Aber die SP darf dabei die konkreten Probleme vor Ort nicht aus den Augen verlieren.» Und «abgehobene Diskussionen über Kapitalismuskritik, Marcuse oder vegane Ernährungsweisen führen uns nicht weiter».

Als langjähriger Stadtpräsident von Biel, der Stadt mit der hohen Sozialquote und einer Frauenmehrheit in der Exekutive, notabene nach acht Jahren homosexueller Mehrheit (2012 bis 2020!), dürfen Sie ruhig den *père fouettard* (Schmutzli mit Fitze) spielen. Wer jetzt über den Kurs des SP-Schweiz-Führungsduos Mattea Meyer und Cédric Wermuth streite, gehe «von der falschen Annahme aus, wonach für eine Par-



Grundsätzliches zu Winterdienst und Ortspolizei: Biels Ex-Stadtpräsident Fehr.

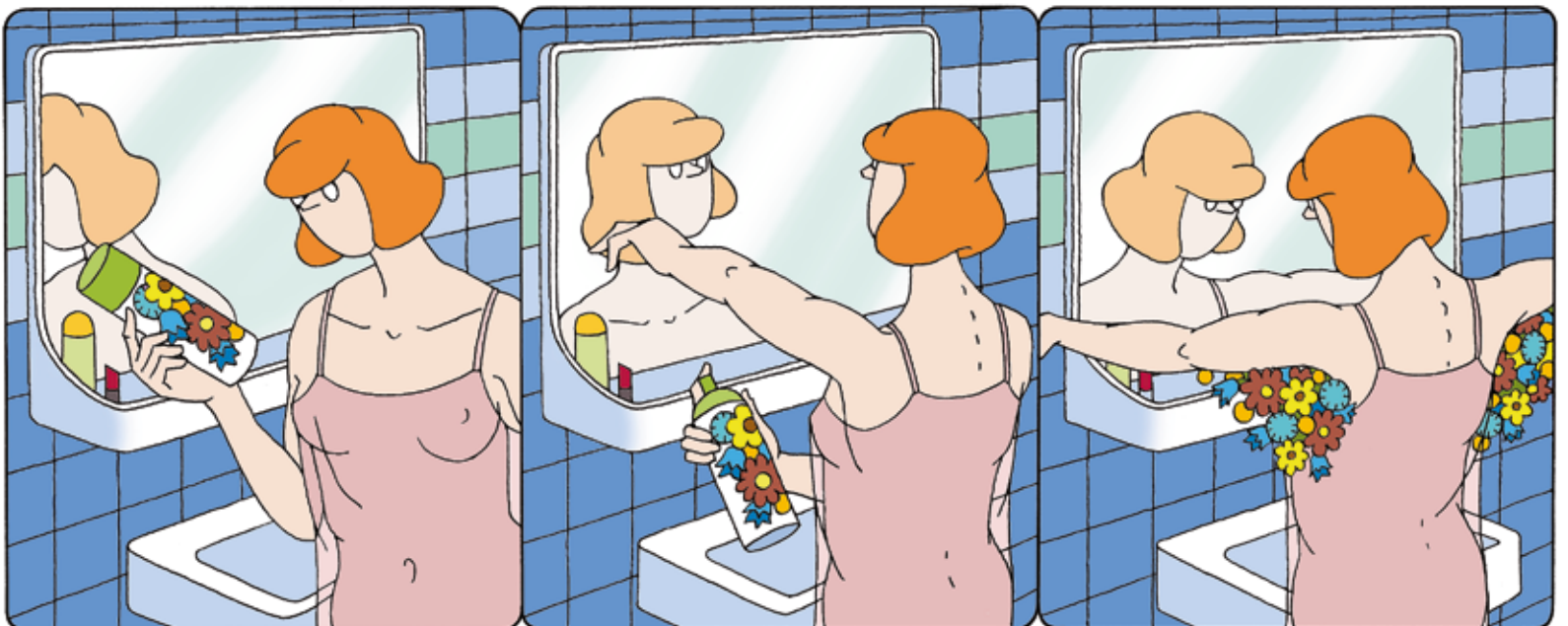
tei ausschliesslich deren Führungspersonal auf Stufe Bund einen richtungweisenden Charakter hätte», monieren Sie. Die SP habe national immer nur Erfolge erzielt, wenn sie in den Kantonen und Gemeinden konkrete Fortschritte für die Menschen erreicht habe. «Diese wollen heute bezahlbare Wohnungen, eine gute Lebensquali-

tät, verkehrsberuhigte Strassen und Massnahmen gegen den Klimawandel.» Dafür setzten sich über tausend Sozialdemokraten in Exekutiven von Kantonen und Gemeinden täglich ein, für Sozialwesen, Schulen, Infrastruktur, Ortspolizei, Winterdienst und so weiter. Dafür brauche es «nicht ideologische Rhetorik, sondern handfeste Arbeit und Kompromissfähigkeit». Kurz: «Wenn die SP einen pointiert linksdogmatischen Kurs auf Bundesebene fährt, wird dies vor allem dazu führen, dass auf bürgerlicher Seite die Kompromissbereitschaft abnimmt» und die parteiübergreifende Zusammenarbeit an Bedeutung verliere.

Gut gebrüllt! Es wäre trotzdem interessant, herauszufinden, ob Ludwig Marcuse etwas Grundsätzliches zu Winterdienst und Ortspolizei gesagt hat.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Nicoletta Cimmino



Montag, 9. November. Zäher Wochenstart im Home-Office: Der Laptop, der nicht will, wie er sollte, das Kind in der Quarantäne – und vor dem Fenster liegt legendärer Bieler Nebel. An der Redaktionssitzung per Skype reden wir über die US-Präsidentenwahlen. Ich schwärme von John King, dem CNN-Reporter. Er hat mich in der Wahlnacht beeindruckt mit seiner «Magic Wall», dem interaktiven Riesenbildschirm. Bis in die kleinste Gemeinde erklärte er stundenlang die aktuellen Stimmverhältnisse.

Zwischen der Abnahme zweier Manuskripte für das aktuelle «Echo der Zeit» entdeckte ich ein Foto des amerikanischen Dirigenten Leonard Bernstein, wie er mit einem Hammer an der Berliner Mauer ein Stück herauschlagen will. Das Bild entstand an Weihnachten 1989, sechs Wochen nach dem Mauerfall. Die erste Weihnachtsfeier, die Ost- und Westberliner seit 1961 gemeinsam feiern durften. Der Dirigent gab zwei Konzerte: eines in West-, das andere in Ostberlin. Beethovens 9. Sinfonie stand auf dem Programm. Bernstein tat, was nur Bernstein sich getraute: Er änderte Schillers Text im vierten Satz, anstatt Ode an die «Freude» Ode an die «Freiheit». Er sei sich sicher, meinte er, Beethoven wäre einverstanden.

Auf Youtube gibt es Aufnahmen des Konzerts. Bernstein dirigiert entrückt, er lacht, leidet. Nach dem allerletzten Ton bleibt er mit geschlossenen Augen in der Stille stehen, senkt den Kopf, während Applaus aufbrandet. Zum Weinen schön. Vergessen ist der Bieler Nebel, vergessen die Pandemie.

Mittwoch, 11. November. Business-Lunch in der Nähe des Zürcher Opernhauses, in einem fast leeren Restaurant über

die Mittagszeit. Und das, obschon es zwischen den Tischen vorbildlich viel Platz hat und überall Plexiglaswände stehen. Die wenigen Gäste, die da sind, werden verwöhnt. Wir bekommen unbestellt hauchdünn geschnittenen Parmaschinken als Vorspeise aufgetischt. Die Pasta ist al dente und üppig portioniert. Der Kellner sorgt sich, weil ich die Hälfte stehenlasse. Er erinnert mich an meine italienischen Verwandten, die es persönlich nehmen, wenn ich nicht aufesse. Wir lachen beide, als ich ihm das erzähle. Und er offeriert noch ein Tiramisù.

Donnerstag, 12. November. Um acht Uhr klingelt das Handy, eine unbekannte Nummer. Eine freundliche Mitarbeiterin des Bieler Einwohneramtes erkundigt sich bei mir, weshalb ich meinen neuen Heimatschein trotz mehrerer Briefe immer noch nicht aufs Amt gebracht hätte. Sie hat recht. Ich bedanke mich für den Service an der vergesslichen Bürgerin.

25-minütige Zugreise vom Bieler Nebel in die Berner Sonne. Es ist schön, wieder einmal im Radiostudio zu sein und meine «Echo»-Kollegen zu sehen, nicht nur auf einem Computerbildschirm. Die Redaktionssitzungen sind lebhafter, kontroverser, amüsanter, trotz Abstand und Maske. Später schnappe ich mir die Ausgabe der *Weltwoche*, mit dem jungen Joe Biden auf der Titelseite. Im Heft viel USA, kontroverse Meinungen, ich mag das. Ein bisschen langweilig, weil absehbar, die Medienschelte: Alt Nationalrat Christoph Mörgeli findet in seiner Kolumne alle Journalisten doof – ausser die der *Weltwoche*. Kurt W. Zimmermann findet in seinem Text alle Journalisten doof (ausser die der *Weltwoche*? Wird nicht klar). Verleger Roger Köppel findet im Editorial alle Journalisten doof, ausser sich selber.

Samstag, 14. November. Herbst-Wochenende mit dem Kind in Basel statt wie ursprünglich geplant in London. Rhein statt Themse. Kunsthalle statt Tate Modern. Es ist wunderbar. Die Sonne scheint, im Fluss lassen sich die tapferen Winterschwimmer treiben. Die Basler Herbstmesse würde dieses Jahr das 550-Jahr-Jubiläum feiern, die Pandemie hat das Fest verdorben, das Riesenrad dreht trotzdem vor dem Münster seine Runden.

Später in der Kunsthalle sind wir fast alleine, sehen die Ausstellung «Salutary Failures» des Schweizer Künstlers Raphael Hefti. Es ist poetisch, zugleich schwarz und schwer und bunt und leicht: massive Monolithen, gepresst aus schwarzem Sand und mit Aluminium übergossen, beim Eingang. Im hintersten Saal als Gegensatz überdimensionale Reagenzgläser, die von der Decke hängen. Sie sind gefüllt mit Edelgasen wie Neon, Helium und Krypton. Starkstrom bringt sie in allen Farben zum Leuchten. Das Museum warnt mit Schildern, es sei lebensgefährlich, die Kunstinstallation zu berühren. Mir kommt Mani Matter in den Sinn: «Kunscht isch geng es Risiko» singt er im «Eskimo».

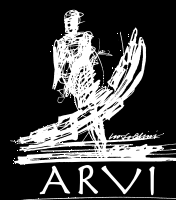
Am Abend im «Echo der Zeit», der Deutschlandkorrespondent berichtet über eine Kampagne der Bundesregierung. Die Deutschen sollen zur Eindämmung der Pandemie daheimbleiben – und nichts tun. Ich finde die Botschaft mit dem Hashtag #BesondereHelden lustig. Die Schweiz hat ein Video mit Gesundheitsminister Alain Berset. Es heisst: «Der Bundesrat sind wir alle.»

Nicoletta Cimmino ist Moderatorin beim SRF-Radioformat «Echo der Zeit». 2019 wurde sie als Journalistin des Jahres ausgezeichnet.

Château Lascombes Benjamin Leroux Catena Zapata Château La Violette Chiara Boschis Feudo Maccari Champagne Billecart-Salmon
 Domaine Paul Jaboulet Aîné Château La Lagune Tenuta del Terriccio Roberto Voerzio Armagnac Sempé Paolo Scavino Château Gazin
 Château Lafleur Bruno Giacosa Bodegas Altanza Caiarossa Château Margaux Pahlmeyer Château Pavie Marchesi Mazzei
 Podere Giodo Bibi Graetz Clos Fourtet Château Cheval Blanc Harlan Estate Château Angélu Quinta do Noval Chiappini
 Château Beauséjour Duffau Lagarosse Azienda Agricola Zýmē Tenuta di Trinoro & Passopisciaro Château Grand Puy Ducasse
 Champagne Barons de Rothschild Château Ducru Beaucaillou Calvo Casajus Château Musar Terras Gauda Gialdi & Brivio
 Biondi-Santi Château Coutet Pratum Coller Château Kirwan Château Pichon Longueville Baron Château Mouton Rothschild
 Piero Busso Cantina Monti Château Talbot Klein Constantia Clos Apalta Tenuta Luce Frédéric Magnien Château d'Yquem
 Château La Mission Haut Brion Domaine de la Vieille Julienne Château Les Carmes Haut-Brion Champagne Pointillart Leroy
 Bodegas Perez Barquero Château Église Clinet Montevetrano Champagne Henri Giraud Domaine Alphonse Mellot Uccelliera
 Château Chasse Spleen Champagne Michael Genet Sassicaia Delea Vieux Château Certan Château Domaine de Chevalier
 Toro Albalà Château Figeac Olivier Leflaive Château Meyney Luciano Sandrone Château Clinet Diesel Farm Château Pétrus
 Château Tour Saint Christophe Château Malescot Saint-Exupéry Château Ausone Tenuta San Guido Fattoria Petrola Ornellaia
 Castellare di Castellina - Rocca di Frassinello Château Nénin Opus One Château Le Pin Domaine A-F Gros Ca del Baio
 Château Beychevelle Fratelli Alessandria Château Palmer Domaine de la Barroche Château La Dominique Almaviva
 Cheval des Andes Château Montrose Château D'Issan Casanova di Neri Château Quintus Château Rieussec
 Château Rauzan-Ségla Zanini & Vinattieri Moris Farm Champagne De Venoge Hacienda Monasterio Calera
 Masseto Maison Chavy-Chouet Domaine Trimbach Giuseppe Rinaldi Château Valandraud Tignanello
 Nikolaihof Fattorie Le Pupille Château Clerc Milon Podere Orma Château Fombrauge Château Canon
 Château D'Armailhac Trapletti Château Du Tertre Château L'Évangile Castello di Morcote Redigaffi
 Domaine Zind Humbrecht Señá St Michael Eppan Samaroli Château Laroque Domaine Hubert Lignier
 Château Lafite Rothschild Bartolo Mascarello Vietti Château Grand Puy Lacoste Domaine de L'Île Delea
 Tenuta il Poggione Château Trotte Vieille Masciarelli Oasi degli Angeli Caparzo Château La Gaffelière
 Château Latour Tenuta di Biserno Château Fieuzal Sassicaia Clos Fourtet Domaine Alphonse Mellot
 Château Pichon Longueville Comtesse Lalande Château Pape Clément Château Smith Haut Lafitte
 Marchesi Mazzei Château Cheval Blanc Chiappini Château Les Ormes De Pez Château Péby Faugeres
 Château Beauséjour Bécot Château La Tour Carnet Tenuta Luce Château Labégorce Château Lafleur
 Château La Conseillante Château Mauvesin Barton Château Bellevue-Mondotte Château Pavie Macquin
 Jayson Domaine Trévallon Château Phélan Ségur Château Léoville Poyferré Château Haut Batailley
 Château Brane Cantenac Château Tronquoy Lalande Château Branair Ducru Château Léoville Barton
 Château Malartic Lagravière Château de Beaucastel Domaine du Pegau Château Suduiraut Caiarossa
 Pahlmeyer Château Lagrange Château de la Tour Château Léoville Las Cases Château Haut Bailly
 Château Calon Ségur Champagne Billecart-Salmon Château Lynch Bages Domaine Paul Jaboulet Aîné
 Domino de Pingus Chiara Boschis Château Ferrière Paolo Scavino Château Berliquet Château Potensac
 Château Duhart Milon Feudo Maccari Podere Giodo Château Cos D'Estournel Château Sociando Mallet
 Champagne Billecart-Salmon Château Lafleur Señá Champagne Barons de Rothschild Bodegas Altanza
 Benjamin Leroux Château Les Carmes Haut-Brion Château Angélu Bruno Giacosa Château d'Yquem
 Cantina Monti Château La Lagune Château Gazin Tenuta del Terriccio Château Pavie Harlan Estate
 Château Lascombes Armagnac Sempé Almaviva Château Pontet Canet Château Canon La Gaffelière
 Quinta do Noval Roberto Voerzio Château Kirwan Château Montrose Olivier Leflaive Gialdi & Brivio
 Château Margaux Pratum Coller Château Giscours Azienda Agricola Zýmē Calvo Casajus Piero Busso
 Frédéric Magnien Luciano Sandrone Catena Zapata Château Coutet Klein Constantia Château Ausone
 Champagne Louis Roederer Château Pavie Decesse Domaine A-F Gros Fattoria Petrola Château Clinet
 Domaine de L'Île Cheval des Andes Château Musar Castellare di Castellina - Rocca di Frassinello
 Champagne Pointillart Leroy Bodegas Perez Barquero Château Grand Puy Ducasse Domaine de la Barroche

ARVI, dein Wein.

The Swiss vault of fine & rare wines.





Leserangebot: Hotel Cailler, Charmey Auf der Schokoladenseite

Das Hotel «Cailler» in Charmey ist eine Oase für alle Sinne. Zum süssigen Abenteuer wird der Ausflug ins Greyerzerland mit dem Besuch des nahegelegenen Maison Cailler – Chocolaterie Suisse mit Rundgang und anschliessender Degustation.

Mitten im Greyerzerland empfängt Sie das traditionsreiche Chalet-Hotel «Cailler» in Charmey. Das typische Schweizer Bergdorf am Fuss des Jaunpasses ist der ideale Ausgangspunkt, um die lebendigen Traditionen in dieser idyllischen Umgebung zu entdecken. Willkommen in der Heimat des weltberühmten Greyerzerkäses sowie der 1819 von François-Louis Cailler gegründeten Schokoladenfabrik von Cailler!

Ganz in der Nähe, oberhalb von Jaun, befindet sich der sagenumwobene Wasserfall, wo jede Sekunde bis zu 6000 Liter Wasser aus dem Fels stürzen. Im Schloss Greyerz haben Sie die Möglichkeit, einen Rundgang durch 800 Jahre Schweizer Geschichte und Legenden zu unternehmen.

Während Ihres Aufenthaltes logieren Sie in einem der stilvoll eingerichteten Gästezimmer. Für Ihr Wohlbefinden ist rundum gesorgt. Das Gourmetrestaurant «4 Saisons» serviert saisonale Gerichte mit Augenmerk

auf regionalen Produkten, erlesenen Weinen und Käsespezialitäten von heimischen Affineuren. Geselligkeit, Einfachheit und Qualität erwarten Sie in der Brasserie «Le Bistro».

Ruhe und Erholung finden Sie in den «Bains de la Gruyère». Der grosszügige Wellness-Bereich verfügt über zwei Thermalwasserbecken mit einer Temperatur von 34°C und einer wundervollen Aussicht in die Berge. Ein nordischer und ein orientalisches Pavillon sowie eine grosse Auswahl an Pflegeangeboten stehen zu Ihrer Verfügung.



DIE WELTWOCH

PRIVATE SELECTION
HOTELS & TOURS

zauberhaft persönlich

Platin-Club-Spezialangebot

Leserangebot: Hotel «Cailler», Charmey

Leistungen:

- 2 Übernachtungen im komfortablen Zimmer Ihrer Wahl
- Reichhaltiges Greyerzer-Frühstücksbuffet
- Ein 3-Gang-Abendessen im Restaurant «Le Bistro» am Anreiseabend
- Eintritt ins Thermalbad «Bains de la Gruyère»
- Bademantel, Badeschuhe und Handtuch für den Pool
- Aussenparkplatz

Preise (pro Person):

Doppelzimmer Nord:	Fr. 299.– (statt Fr. 354.–)
Doppelzimmer Süd mit Balkon:	Fr. 319.– (statt Fr. 394.–)
Einzelbelegung:	Fr. 415.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 041 368 10 05 oder online unter www.privateselection.ch/weltwoche per Mail an info@privateselection.ch. Bitte Stichwort «Weltwoche» angeben. Gültig ab 1. bis 24. Dezember 2020 und ab 3. Januar bis 30. März 2021.

Veranstalter:

Private Selection Hotels & Tours, Luzern
www.privateselection.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Säulenheiliger des Unfreisinns

Als Aushängeschild der linken Konzernverantwortungsinitiative bekommt alt Ständerat Dick Marty eine Bedeutung, die er als Politiker in Bern nie hatte.

Er hat keine Minute seines Berufslebens in der privaten Wirtschaft gearbeitet. Einst war er Staatsanwalt und jagte Geldwäscher. Dann wechselte er in die Politik, wurde Tessiner Staatsrat für die FDP, dann Ständerat und später Sonderermittler des Europarates. Der Tessiner Jurist Dick Marty hat in den vergangenen Jahrzehnten wie kein anderer die Rolle des politischen und ethischen Saubermanns kultiviert und perfektioniert. Marty verkörpert gewissermassen das schlechte Gewissen der Schweizerinnen und Schweizer, die sich ihres Wohlstands schämen und deshalb von der Mission beseelt sind, ständig die Welt retten zu müssen.

Auch deswegen war er als Ständerat in Bern bei seinen Parteikollegen als Aussenseiter verschrien, wie FDP-Nationalrat Kurt Fluri sagt. Der Solothurner sieht in Marty einen Idealisten, der die Bekämpfung des Unrechts auf seine Fahne geschrieben habe. «Er stellt sich aber leider nie die Frage, ob der eingeschlagene Weg effizient ist und ob der Werkplatz Schweiz Schaden nimmt.» Das sind deutliche Worte eines Parteikollegen.

Prozesslawine heraufbeschwört?

Es überrascht niemanden, dass der frühere Mafiajäger Marty mit 75 Jahren noch einmal den Weltretter spielen will. Seit der Holocaust-Debatte, die in den 1990er Jahren die Eidgenossenschaft Milliarden kostete und bei Marty einen bleibenden Eindruck hinterliess, warnte er in den Medien wiederholt, die Schweiz müsse Vorkehrungen treffen, damit so etwas nicht mehr geschehe. Er hatte besonders die aus der Schweiz operierenden Rohstofffirmen im Visier. Deren Handel sei extrem wichtig in der Schweiz, das Land sitze wegen unsauberer Aktivitäten im Ausland aber auf Dynamit, gab er zu verstehen. Mit der Konzernverantwortungsinitiative (KVI), so hofft der Tessiner, werde sich die Situation entschärfen. Die Initiative will Schweizer Firmen für Verfehlungen ihrer ausländischen Tochterunternehmen haftbar machen.

Vielen bürgerlichen Parlamentariern stellt sich indes die Frage, ob Marty im Verbund mit linken Menschenrechtsorganisationen und Hilfswerken mit dem Volksbegehren nicht genau



Noch einmal Weltretter spielen:
Ex-Mafiajäger Marty.

die Prozesslawine aus dem Ausland heraufbeschwört, gegen die er eigentlich Vorkehrungen treffen will. Für den Walliser Ständerat Beat Rieder (CVP) sind die Positionen des ehemaligen Strafverfolgers nicht nachvollziehbar. «Er verwischt bewusst die Grenzen zwischen ethisch Wünschbarem und juristisch Machbarem – und zwar zu

Die Frage, die sich heute stellt, ist die, wie viel Dick Marty der Werkplatz Schweiz noch verträgt.

einem Zeitpunkt, zu dem er als ehemaliger Ständerat nicht mehr die politische Verantwortung zu tragen hat», kritisiert der Oberwalliser.

Wieso hat Marty nicht bereits als Ständerat in Bern Vorstösse eingereicht? Wollte er es sich nicht mit seiner eigenen Fraktion verderben? Dick Marty und die FDP – das war nie eine grosse Liebe. Es war der spätere FDP-Präsident Fulvio Pelli, der ihn in die Politik holte. Wie Pelli über den sich immer unfreisinniger gebärdenden Marty dachte, weiss man nicht. Fest steht: Die Rechtsliberalen der Tessiner FDP wollten ihn nach zwei Amtsjahren loswerden; der Aufstand

scheiterte kläglich. Marty durfte in Bern bleiben, wenn auch als Exot. Am Schluss sei er kaum noch an die Fraktionssitzungen gekommen, so Fluri. Laut Ständerat Alex Kuprecht, der ihn ebenfalls noch erlebte, stimmte Marty häufig links.

Lobeshymne im *Tages-Anzeigers*

Sein Einfluss in Bern stand in keinem Verhältnis zu der Bedeutung, die ihm einige Medien wegen seines internationalen Engagements beimessen. Marty suchte für seine Anliegen selten den Kompromiss in Bern, sondern mehr den Auftritt in den Medien. Das zeigte sich 2007 bei seinem international spektakulärsten Coup, als er als Sonderermittler des Europarates die Geheimgefängnisse der CIA in Europa aufdeckte. Marty arbeitete dabei vor allem mit Journalisten zusammen. Gerade wegen seines furchtlosen Einsatzes als Tessiner Mafiajäger feiern ihn linksliberale Medien wie der *Tages-Anzeiger* bis heute wie einen Säulenheiligen. Vor wenigen Tagen erst veröffentlichte das Blatt eine einzige Lobeshymne auf alt Ständerat Dick Marty.

Freundschaftliche Beziehungen pflegte er zum Ringier-Konzern, insbesondere zu *Chief-editorialist* Frank A. Meyer. Hier fand er stets ein offenes Ohr im Kampf für die Menschen- und Grundrechte, gegen das Unrecht in der Welt und gegen die Banken und das Bankgeheimnis. Zeitweilig machte sich Marty mit seinem Engagement zum Anwalt von Staaten, die es eigentlich auf den Finanzplatz Schweiz abgesehen hatten und das Land als Steuerparadies und Steueroase an den Pranger stellten – zum Ärger seiner Parteikollegen, allen voran Finanzminister Hans-Rudolf Merz, für den das Bankgeheimnis sakrosankt war. Später knickte die FDP unter dem Druck der Öffentlichkeit ein und präsentierte eine sogenannte Weissgeldstrategie.

Es ist bezeichnend, dass Marty beim politischen Kurswechsel des Freisinns in Sachen Bankgeheimnis keine tragende Rolle mehr spielte. Heute stellt er sich als Freisinniger gegen die Unternehmen in der Schweiz. Die Frage ist nicht mehr, ob er ein Freisinniger ist oder nicht. Die Frage, die sich heute stellt, ist die, wie viel Dick Marty der Werkplatz Schweiz noch verträgt.

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Nacht für Nacht streifte der Schriftsteller Rétif de la Bretonne im späten 18. Jahrhundert durch die dunklen Strassen von Paris, besuchte Billardlokale, Bordelle und Bierspelunken, beobachtete die Menschen und notierte, was er erlebte. Aus diesem Stoff formte er ein Reportage-Monument von sechzehn Bänden, einen Klassiker der Grosstadtliteratur.

Eine Auswahl dieser Texte ist nun auf Deutsch erschienen. Darunter findet sich eine Episode, die unheilvoll an die Gegenwart erinnert. Ein paar Männer spotten über den Propheten Mohammed. Ein Algerier lässt sich davon provozieren, schnappt eine Axt und schlägt um sich, bis ihn ein herbeigeeilter Polizist mit einem Schuss aus der Pistole niederstreckt.

Interessant ist, wie Rétif die Sache einordnet. Er verurteilt den Algerier als «unseligen Fanatiker», ohne dessen Tat als Kurzschlusshandlung eines Übergeschnappten zu verharmlosen. Gleichzeitig findet er kritische Worte für die Provokateure. Sie seien «unbesonnen» und «leichtfertig» gewesen.

Das Beispiel zeigt: Es war schon im Aufklärungszeitalter umstritten, wie weit Religionskritik gehen soll. Ohne die wenigen Zeilen überinterpretieren zu wollen: Rétif, ein Kenner menschlicher Leidenschaften, bevorzugte einen gemässigten Ansatz. *C'est le ton qui fait la musique.*

Ähnlich hielt es Frankreichs Präsident Macron nach den jüngsten Attentaten von Islamisten in Paris und Nizza. Ausführlich erklärte er im Interview mit dem arabischen TV-Sender Al-Dschasira, weshalb es in Frankreich möglich ist, Mohammed-

Karikaturen zu veröffentlichen, selbst wenn die Regierung deren Inhalt ablehne. Dass solche Darstellungen verletzend sein können, anerkannte er.

Es war ein kluger, bedachter Auftritt. Das grösste Geschenk, das Europa den Dschihadisten machen könnte, wäre, einen Religionskrieg auf eigenem Territorium anzuzetteln. Islamistische Vordenker propagieren schon lange, dass aus den Trümmern eines solchen Konflikts ein neues Kalifat entstehen soll. Sie brennen darauf, die muslimische Jugend in den Vorstädten für den Endkampf zu mobilisieren.

Macron unterbreitet dieser Jugend ein anderes Angebot. Anfang Oktober, noch vor den Anschlägen, sagte er in einer Rede gegen den Separatismus: «Ich will, dass Frankreich ein

Macron gibt sich kämpferisch, ohne in die Rüstung des Kreuzritters zu steigen.

Land wird, wo wir die Lehren von Averroes und Ibn Chaldun unterrichten.» Bei den Männern handelt es sich um muslimische Gelehrte des Mittelalters, die jeden Fanatismus ablehnten. Macrons Ziel ist es, einen «Islam der Aufklärung» zu fördern.

Das ehrgeizige Projekt hat seinen Preis. Der Heimunterricht soll erschwert, der Arabischunterricht an Staatsschulen ausgebaut werden. Imame sollen ihre Ausbildung in Frankreich erhalten, Moscheen ihre Konten offenlegen müssen, radikale Vereine schneller aufgelöst werden können. Nach den Terrorattacken bekräftigte Macron seine Pläne nochmals.

Obwohl er umsichtig vorgeht, ruft er damit viel Widerspruch hervor. Die *Washington Post*

tadelt: «Statt den systemischen Rassismus zu bekämpfen, will Frankreich den Islam reformieren.» Die *Financial Times* rügt: «Macrons Krieg gegen den islamischen Separatismus spaltet Frankreich nur noch weiter.» Die *New York Times* fragt: «Heizt Frankreich mit seiner Präventionsstrategie nicht den muslimischen Terrorismus an?»

Die Kommentare in den Leitmedien dürften die Stimmung in den Kabinetten wiedergeben. Kaum ein westlicher Politiker bekennt sich in diesen schwierigen Tagen zu Macron. Dafür empfiehlt ihm der türkische Präsident Erdogan eine psychiatrische Behandlung. «Macron allein», titelt der *Spectator* und kritisiert die gespenstische Stille in Europas Hauptstädten.

Macron selber gibt sich kämpferisch, ohne in die Rüstung des Kreuzritters zu steigen. So will er die Kontrolle an der EU-Aussen-grenze verschärfen, weil der Attentäter von Nizza als Flüchtling nach Europa kam. Zudem hat er vorgeschlagen, die Türkei aus der Zollunion auszuschliessen. Anzunehmen ist, dass solche Massnahmen in der EU keine Mehrheit finden. Gleichzeitig fehlt es dort an eigenen Ideen, um gegen Gotteskrieger und ihre Förderer vorzugehen.

Was passieren kann, wenn religiöse oder politische Emotionen ungebremst aufwallen, hat Menschenbeobachter Rétif eindringlich beschrieben. Seine Berichte aus der Revolutionszeit sind Protokolle der Rase- rei. Aufgespiesste Köpfe und verstümmelte Leichen prägten im Sommer 1789 das Stadtbild von Paris. Heute, da in Frankreich wieder Menschen enthauptet werden, lesen sich solche Zeilen wie Warnungen über die Zeiten hinweg.

Der Pro-Idee Geschenkfinder:

*hier finden Sie besondere Produkte für Luxus-Fans,
für Weltenbummler, für Abenteurer ...*



***Bitte die Gutschein-Nummer bei Ihrer Bestellung angeben. Natürlich können Sie Ihren 20.- Fr. Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist für das gesamte Sortiment gültig und einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 200.-. Gültig bis 31.12.2020**

Pro-Idee

Finden Sie das Besondere. Das Beste und das oft Vermisste

Bestellen leicht gemacht: proidee.ch/geschenkefinder T. +41 (0)71-274 6617

Bester Geheimdienst der Welt

In den neunziger Jahren dockten Schweizer Spione via Crypto AG bei den Amerikanern an. Und lieferten unseren Behörden wichtigste Entscheidungsgrundlagen.

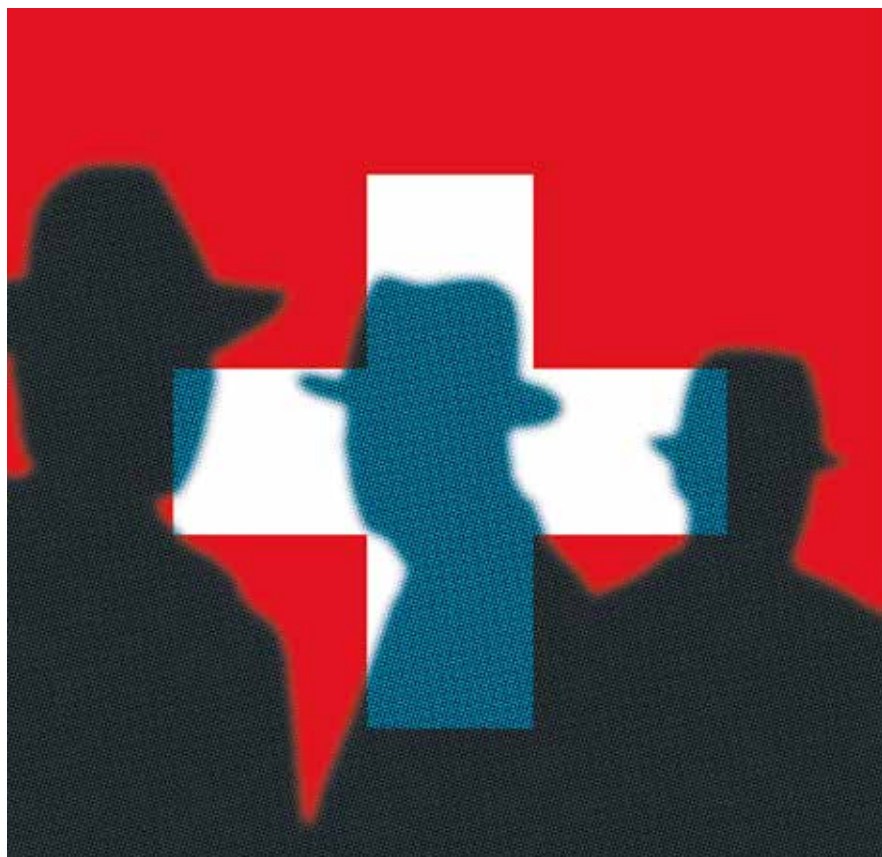
Christoph Mörgeli

Gleich drei Frauen äusserten sich beeindruckt von dem, was die offizielle Untersuchung über die Firma Crypto AG aufgedeckt hat. Nationalrätin Yvonne Feri (SP) kommentierte den 64-seitigen Bericht der parlamentarischen Geschäftsprüfungsdelegation (GPDel) so: «Aufgrund ihrer Informationen kann die GPDel bestätigen, dass der schweizerische Nachrichtendienst die Fähigkeit erlangte, fremde Übermittlungen zu erfassen, sie zu entschlüsseln, um daraus der politischen und militärischen Führung des Landes teilweise äusserst wertvolle Informationen zu liefern.» Ständerätin Maya Graf (Grüne) betonte das «Einvernehmen mit den amerikanischen Diensten, wegen dem der Schweizer Auslandnachrichtendienst von den Aktivitäten der Crypto AG mitprofitieren konnte». Und sogar Fiona Endres, Recherchejournalistin des Schweizer Fernsehens, räumte ein, dass die hiesigen Spione «einen guten Job gemacht» hätten: «Es ist fast ein Coup für den Schweizer Geheimdienst, bei einer solchen Operation dabei gewesen zu sein.»

Selbst diese anerkennenden Töne sind noch untertrieben. Wenn der umfassende Bericht der parlamentarischen Spionageaufsicht unter dem Präsidium von Alfred Heer (SVP) etwas Sensationelles aufgedeckt hat, dann war es die Art, wie die Schweizer Schlapphüte den Amerikanern auf die Schliche kamen, dass die Crypto AG ihnen und dem deutschen Bundesnachrichtendienst gehörte und dass sie mit deren Chiffriergeräten die halbe Welt aushorchten. Ab Herbst 1993 wussten einige wenige strategische Nachrichtendienstler, wie man diese «schwachen» Geräte mit realistischem Aufwand für die eigenen Zwecke nutzbar machen konnte und so an geheimsten Informationsaustausch zahlreicher Länder gelangte. Auch beschafften sie sich die Kundenliste der Crypto AG. Ihr Mitverfolgen geschah sogar mit Wissen und im Einverständnis der amerikanischen Nachrichtendienste.

Effizient, billig, streng geheim

Ob die Schweizer Armee die beste der Welt sei, wie es ein Bonmot von Bundesrat Ueli Maurer (SVP) wissen wollte, bleibt stark um-



Meisterspione Schreier, Wegmüller und Zinniker (v. l.).

stritten (*Weltwoche* Nr. 45/20: «Armee auf der Intensivstation»). Mit wesentlich mehr Berechtigung darf der Schweizer Geheimdienst den Anspruch erheben, der beste der Welt zu sein. Denn mit der Kaperung eines von zahlreichen Staaten benutzten Chiffriersystems gelangte er an hochgeheime Informationen über zahlreiche Regime, die im Nachgang des Kalten Krieges als Sicherheitsproblem eingestuft werden mussten. Die Leistung der Schweizer Spione ist umso eindrucklicher, als sie mit minimalem personellem und finanziellem Aufwand an ihre wertvollen Informationen kamen. Diese erlaubten dem Bundesrat und dem Armeekommando, Entscheidungen auf-

grund eines korrekten geopolitischen Lagebildes zu fällen.

Die eigentlichen Systemknacker, die in den neunziger Jahren ans Crypto-System andockten, bleiben naturgemäss im Dunkeln. Diese Ingenieure, Techniker, Informatiker und Tüftler können deshalb nicht namentlich gewürdigt werden. Von der Geschäftsprüfungsdelegation befragt wurde aber der verdienstvolle Verantwortungsträger dieser erstaunlichen Operation. Es handelt sich um den Generalstabsobersten Fred Schreier, zwischen 1990 und 1999 Chef des Strategischen Nachrichtendienstes (SND). Als Vorgesetzter des Millionenbetrügers Dino Bellasi musste

er eine Strafuntersuchung über sich ergehen lassen, die ihn allerdings entlastete. Anlässlich des Bellasi-Prozesses von 2003 höhnte der *Bund*: «Was der reale Schweizer Nachrichtendienst in den Neunzigerjahren trieb, ist nach dem ersten Prozesstag so ungewiss wie zuvor.» Heute wissen wir, dass er durchaus nicht untätig war. Der Basler Fred Schreier, abwechselnd als «graue Eminenz», «höchst merkwürdige Figur» und «Prototyp des Kalten Kriegers» bezeichnet, dürfte dem Land unschätzbare Dienste geleistet haben.

Wasserdichte Chiffriergeräte

Im Nachgang zum medial aufgebauchten Bellasi-Skandal wurde die Untergruppe Nachrichtendienst aufgelöst, und der Strategische Nachrichtendienst wandelte sich auf Anfang 2001 zu einem zivilen Bundesamt. Als neuer Amtsdirektor wirkte Hans Wegmüller, seit 1978 nachrichtendienstlich tätig und in die Crypto-Spionage längst eingeweiht. Der Berner Generalstabsoberscht bemühte sich erfolgreich, die Informationsbeschaffung der «schwachen» Verschlüsselungsverfahren der Crypto AG weiterhin sicherzustellen. Auch setzte er sich dafür ein, dass die amerikanischen Geheimdienste einverstanden blieben, mit der Schweiz die so gewonnenen Spionage-Erkenntnisse weiterhin zu teilen.

Schliesslich gehörte auch Wegmüllers Stellvertreter Paul Zinniker – Chef Beschaffung im Nachrichtendienst, stellvertretender Amtsdirektor und interimistisch 2017/18 sogar Direktor des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) – zum sehr kleinen Kreis der Eingeweihten und war mitbeteiligt an dieser Erfolgsgeschichte. Dass die parlamentarische Aufsicht heute die früheren Meisterspione auch ein bisschen rügt, sollte diese nicht zu sehr grämen. Es liegt in der Natur eines demokratischen Rechtsstaats, dass gemäss Verfassung und Gesetz die Politik über dem Staatsschutz und dem Geheimdienst steht. Nur bewegt sich die Spionage immer in einem Graubereich des Geben und Nehmens, was gerade für die neutrale Schweiz eine heikle Gratwanderung darstellen kann.

Im Gegensatz zur Inlandspionage, wie sie im Fall der unrühmlichen Fichenaffäre aufflog, kommen aber beim Auslandnachrichtendienst keine eigenen Bürger zu Schaden. Fest steht, dass diese nachrichtendienstliche Zusammenarbeit mit den USA rechtens war und durch das Militärgesetz, später durch das Nachrichtendienstgesetz abgedeckt wurde. Ebenso klar kann festgehalten werden, dass jene Crypto-Geräte, welche die Schweiz verwendete, auch dank dem Nachrichtendienst absolut wasserdicht waren und zu keinem Zeitpunkt durch fremde Staaten entschlüsselt wurden.

Natürlich haben Alfred Heer und seine parlamentarische Aufsicht recht, wenn sie nach institutioneller Kontrolle rufen und weder einen

Staat im Staat noch einen «Geheimdienst im Geheimdienst» dulden wollen. Wenn die verschwiegenen Nachrichtendienste aber den vorgesetzten Bundesrat nicht informierten, hatten auch sie ihre Gründe. Möglicherweise hätte der Verteidigungsminister die heisse Kartoffel nicht allein essen wollen, sondern sie in den Gesamtbundesrat getragen. Und dass dort Persönlichkeiten sassen, denen die Journalisten von *Tages-Anzeiger* und Schweizer Fernsehen näherstanden als ihre Amtskollegen, ist leider eine Tatsache.

Im Vergleich zum früheren Nachrichtendienst verhielt sich das von Bundesrat Guy Parmelin (SVP) geleitete Wirtschaftsdepartement deutlich weniger professionell. Zu Recht bringt

Der Schneeball der Strafanzeige, den das Departement Parmelin warf, vergrösserte sich zu einer Lawine.

der Bericht der GPDel keinerlei Verständnis für den Umgang der offiziellen Schweiz mit der Firma Crypto International AG auf. Obwohl es sich längst um ein neugegründetes Unternehmen mit anderen Eigentümern handelt, das ausschliesslich sichere Geräte für staatliche Regierungsorganisationen herstellt, sistierte das Wirtschaftsdepartement im Februar 2020 die Generalausfuhrgenehmigung für seine Geräte. Es reichte in dieser Sache sogar eine Strafanzeige gegen unbekannt bei der Bundesanwaltschaft ein. Das Departement tat dies ausschliesslich aufgrund der medialen Berichterstattung über die «Crypto-Affäre». Hierauf musste die Bundesanwaltschaft die betreffenden Chiffriergeräte wohl oder

übel sicherstellen. Damit verursachte das Wirtschaftsdepartement – völlig unbelastet von Kenntnissen in modernen Verschlüsselungstechnologien, die Manipulationen ausschliessen – einen Schaden in der Höhe von mehreren Dutzend Millionen Franken.

Der Schneeball der Strafanzeige, den das Departement Parmelin warf, vergrösserte sich zu einer eigentlichen Lawine. Sollte die Bundesanwaltschaft nämlich die sichergestellten Geräte aufgrund von Manipulationsvorwürfen analysieren, würde dies erheblichen politisch-diplomatischen Zündstoff bergen. Damit würde sich die Schweiz nämlich Zugang zur Verschlüsselungstechnologie von sechs Staaten verschaffen, die hochvertrauliche Informationen schützen soll.

80 Fachkräfte auf der Strasse

Obwohl objektiv keinerlei Tatverdacht besteht, handelten die Bundesbehörden einzig aufgrund der Medienberichterstattung. Die Vorgänge sind umso absurder, als die internationale Kundschaft trotz «Crypto-Affäre» ihre Bestellungen nicht zurückzog und sogar die schweizerische Armasuisse zu diesen Kunden gehört. Nach einigem Zaudern hat sich Guy Parmelin zusammen mit Ueli Maurer im Bundesrat doch noch für eine Ausfuhrgenehmigung ausgesprochen. Doch die beiden SVP-Vertreter unterlagen im August gegen die andern fünf Stimmen. So bleibt die Verfahrensaussetzung in Kraft, über achtzig hochqualifizierte Mitarbeiter der Crypto International AG stehen auf der Strasse. Es handelt sich um einen Akt gröberer Undankbarkeit, nachdem die Schweiz der Vorgängerfirma Crypto AG so viel zu verdanken hat.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

KMU bleiben mobil – auch in der Krise

Ab Montag, 23. November, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 30. November, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z



und unter:
www.fokus-kmu.tv

PERSONENKONTROLLE

Maurer, Fischer, Beeler, Ackermann, Amherd, Süssli, Burkhalter, Leuthard, Rimoldi, Chiesa, King, Puschkin, Johnson, Symonds



Tohuwabohu: Chefexperte Ackermann.



Engpass: Bundesrätin Amherd.



Vergleiche mit Puschkin: Autor King.

Ueli Maurer, Sparonkel, wird sich selber untreu. Dem Vernehmen nach hat der Finanzminister und SVP-Bundesrat seinem IT-Chefstrategen **Peter Fischer** den Abgang mit einer Entschädigung von insgesamt 281 946 Franken plus Ortszuschlag von 5624 Franken vergoldet. Fischer wurde nach einer Reorganisation des Informatiksteuerungsbereichs der Bundesverwaltung überflüssig, er wird seinen Posten auf Ende März verlassen. Dass sich sein oberster Chef Maurer jetzt dermassen spendabel zeigt, überrascht in doppelter Hinsicht. Erstens hat die SVP solche Fallschirme für abtretende Bundeskader stets vehement bekämpft. Fischer dürfte als gelernter Fürsprecher und früherer Uni-Dozent auch keine Mühe bekunden, ein neues Betätigungsfeld zu finden. Zweitens verweist der Finanzminister bei öffentlichen Auftritten gerne auf die wegen der Corona-Krise angespannte Finanzlage des Bundes – offenbar gelten seine Sparvorsätze nicht mehr, wenn es darum geht, langjährigen Mitarbeitern den Abgang schmackhaft zu machen. *(hmo)*

Max Beeler, Kläger, hat vor einem Monat am Menschenrechtsgerichtshof einen Sieg gegen die Schweiz errungen. Die Strassburger Richter stellten fest, dass die Schweiz Witwer gegenüber Witwen bei der Rente diskriminiere. Der verwitwete Beeler, der für sein Anliegen jahrelang gekämpft hat, wird seither weitherum als Justizheld gefeiert. Doch womöglich ist das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen. Dem Vernehmen nach gibt es hierzulande gewichtige Richterstimmen, die nicht einfach hinnehmen wollen, dass die Strassburger Instanz der Schweiz zunehmend bei Sozialleistungen hineinredet, obschon ihr dazu die Kompetenz fehlt. Der Bund muss nun in den nächsten Wochen entscheiden, ob er den

Fall an die Grosse Kammer des Gerichtshofs weiterziehen will. *(fon)*

Martin Ackermann, Corona-Chefexperte, musste vergangene Woche gegenüber Medien eingestehen, dass die von ihm geleitete Task-Force nicht immer einer Meinung sei. Gut, dass Ackermann das inzwischen auch gemerkt hat, zumal sich Mitglieder des erlauchten Gremiums seit Wochen in der Öffentlichkeit widersprechen und – nebst dem kommunikativen Tohuwabohu – ihre eigenen Direktiven aushebeln. Eines der obersten der vom Expertengremium verkündeten Prinzipien zur Bewältigung der Pandemie ist nämlich die Kommunikation. *(hmo)*

Viola Amherd, Verteidigungsministerin ohne Truppen, hat Sorgen. Glaubt man der Zeitung *Blick*, gehen der Armee die Soldaten aus. Es ist allerdings nicht das erste Mal, dass Armeechef **Thomas Süssli** wegen schrumpfender Armeebestände öffentlich aufschreit. Letzten Sommer liess Süssli aufhorchen, weil er Ausländer zum Militärdienst aufbieten wollte. Was Amherd und Süssli vielleicht nicht mitbekommen haben: Es war der Bundesrat, der 2010 den damaligen Verteidigungsminister Ueli Maurer zwang, seine Armeebestände aus Kostengründen massiv zu reduzieren – besonders FDP-Bundesrat **Didier Burkhalter** und CVP-Bundesrätin **Doris Leuthard** machten starken Druck für einen Abbau. Das war ein fatales Signal. Jetzt müssen Verteidigungsministerin Amherd und ihr eifriger General Süssli schauen, wo sie die Soldaten für Mutter Helvetia in Zukunft herbekommen. *(hmo)*

Nicolas A. Rimoldi, Rebell, bringt die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) ins Schwitzen. Wie die *Weltwoche* erfahren

hat, musste auf seinen Antrag hin die Organisation eine ausserordentliche Vorstandssitzung durchführen, an der Rimoldi den Vorstand davon überzeugte, das Referendum gegen das Covid-19-Gesetz zu unterstützen. Konkret soll dem neuen Auns-Bulletin ein Unterschriftenbogen beigelegt werden. Der Luzerner Jungfreisinnige ist laut gutinformierten Kreisen der Auffassung, das Covid-19 Gesetz bedeute ein erster Schritt weg von der Volkssouveränität in Richtung Beamtenstaat. Dies, weil das Gesetz bereits in Kraft ist, obwohl die Referendumsfrist noch läuft. Das hat es noch nie gegeben. Innerhalb der Auns, die sich als Schirmherrin der direkten Demokratie sieht, waren trotzdem nicht alle Feuer und Flamme dafür. SVP-Präsident **Marco Chiesa** soll sogar vehement dagegen gewiebelt haben. *(hmo)*

Stephen King, Hohepriester des Horrors, hat ganz Russland aus dem Häuschen gebracht – mit einem einzigen Tweet. Darin hatte der US-Bestsellerautor die von Netflix ausgestrahlte russische Serie «Epidemie» als «verdammte gut» bezeichnet. Tagelang überschlugen sich die Medien vor Begeisterung und Dankbarkeit – bis hin zu Vergleichen mit dem Gott der russischen Literatur, **Alexander Puschkin**. *(ky)*

Boris Johnson, Dauergast in der Quarantäne, findet trotz Brexit und Corona Zeit für echte Probleme: die Eitelkeit seiner Verlobten **Carrie Symonds**. Der Premierminister intervenierte höchstpersönlich beim Chefredaktor der *Mail on Sunday*, um die Veröffentlichung eines zehn Jahre alten Fotos seiner Partnerin zu verhindern. Das Bild zeigte sie in einer römischen Toga auf einem Studentenball und war eher harmlos. Aber sie selbst gefiel sich darauf nicht mehr. *(ky)*

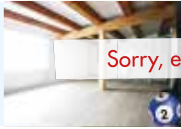
Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



Sorry, es sind leider alle Wohnungen vermietet!
052 338 07 09
miete 2000.- priv. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'071'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 673'400.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2022
www.leuberg.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume
verwirklicht werden können?**
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 

 
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

MÖRGELI

Wer hat so viel Pinkepinke?

Für den selig schunkelnden Kölner Karneval schuf Jupp Schmitz 1949 den Hit: «Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld?» Diese Frage stellt sich heute bei der Ja-Kampagne zur «Konzernverantwortungsinitiative». Die Schweiz wird seit Monaten überschwemmt mit einer aggressiven Lawine von Plakaten, Inseraten, Online-Werbung und mehrfachem Flyer-Versand in sämtliche Haushaltungen.

Ein solcher Feldzug kostet locker zehn oder zwölf Millionen Franken. Und die Propagandasendungen von «Rundschau» und «10 vor 10» gibt's gratis als Beilage.

Wer hat so viel Pinkepinke, wer hat so viel Geld? Keiner schreit diesmal nach Transparenz in der Finanzierung von Abstimmungskampagnen. Denn die linken Schreier stehen jetzt selber im dunklen Schummer ihrer dubiosen Geldquellen. Von der Wirtschaft kommt der Zaster nicht, denn diese will sich dann doch nicht selber erdrosseln. Die Hilfswerke haben sicher viel Geld bezahlt – ihre Spender sollten es sich für die Zukunft merken.

Denn sie wollten Projekte zugunsten der Ärmsten dieser Welt unterstützen, keinen innenpolitischen Abstimmungskampf.

Haben die Nichtregierungsorganisationen so viele Millionen? Die Konzernvertreibungsinitiative ist jedenfalls nicht im Interesse der werktätigen Schweizer. Die Einzigen, die sich über ein Ja freuen würden, wären die ausländischen Konkurrenten unserer Firmen. Ob sie ein bisschen mitfinanziert haben? Die Chinesen würden sich jedenfalls die Hände reiben, wenn sich Glencore aus den Entwicklungsländern zurückziehen müsste.

Wird sich das Image der Geldsammler für die Armen durch ihre grosskotzige Kampagne verbessern? Das Sprichwort besagt: «Ein Bettler kommt nicht mit einem Tragekorb.» Wir täten gut daran, die Schultern, die jährlich Milliarden an Entwicklungshilfe stemmen, zu stärken statt zu schwächen. Wenn die Schweizer mitten in der Corona-Krise die moralistische Scheinheiligkeit höher gewichten als die Lebenswirklichkeit und ihren Arbeitsplatz, ist ihnen nicht mehr zu helfen. Das würde unsere Entwickler in den Betrieben schwächen. Dafür die Entwicklungshelfer stärken. Denn ihr «Brot für alle» ist Brot für die Entwicklungshelfer.

Christoph Mörgeli

Wie im Schlaraffenland

Ein Prozess in Winterthur offenbart Abgründe: Ein Garagist bezieht seit 23 Jahren Sozialhilfe. Ein Ende ist nicht in Sicht.

Alex Baur

Wäre nicht zufällig ein Reporter der TX Group (vormals Tamedia) vor Ort gewesen, der Fall wäre kaum je publik geworden. Letzte Woche verurteilte das Bezirksgericht in Winterthur den gebürtigen Mazedonier Tair R. (43) wegen Sozialbetrugs im Umfang von 300 000 Franken zu einer teilbedingten Strafe, von der er noch maximal ein halbes Jahr absitzen muss. Seine Ehefrau, die den Betrug gedeckt hatte, kam mit einem «Bedingten» davon. Da der Haupttäter (anders als seine Gattin) längst eingebürgert wurde, stand ein Landesverweis nicht zur Debatte.

«Ich dachte, das sei normal»

Zwischen 2006 und 2015 hatte Tair R. für sich und seine Familie monatlich zwischen 3363 und 4938 Franken Sozialhilfe bezogen. Er verschwieg dem Sozialamt, dass er während der ganzen Zeit eine Garage und einen schwungvollen Autohandel betrieben hatte. So erwirtschaftete er etwa 2008 einen steuerfreien Reingewinn von 146 384 Franken. Der Opel Astra, den er beim Sozialamt deklariert hatte, war nur Fassade. Im realen Leben bevorzugte er einen fabrikneuen Mercedes, den er in Cash (63 080 Franken) bezahlt hatte.

Der vom Gericht anerkannte Deliktobetrag ist allerdings nur die Spitze des Eisbergs. Der wortkarge Tair R. geschäftete in der Regel mit Bargeld. Er gestand nur gerade ein, was man ihm nachweisen konnte. Tatsache ist, dass R. seit 1997, als er Volljährig wurde, immer Sozial-

hilfe bezog. Als er Anfang der 1990er Jahre in die Schweiz kam, lernte er, dass es normal ist, in diesem Land Sozialhilfe zu beziehen. Offiziell hat er nie gearbeitet. «Ich dachte, dieses Geld erhält man in der Schweiz einfach», rechtfertigte sich seine Frau vor Gericht.

Die Frau verdiente gelegentlich ein paar hundert Franken als Zeitungsverträgerin. Das wurde vom Sozialamt schon als Erfolg honoriert. Tair R. selber hatte dafür keine Zeit. Er besorgte sich jeweils ein Arzteugnis, wenn ihn das Amt mit Stellenangeboten nervte. Gemäss Zeugen humpelte er dann auch, aber nur beim Umgang mit Behörden. Für das Amt unterhielt er ein Konto bei der Kantonalbank, für Geschäftliches und die Spareinlagen seiner fünf Kinder bevorzugte er die Migros-Bank.

2014 flog der Betrug auf. Die Polizei erappte Tair R. bei der Arbeit in seiner Garage. Ein halbes Jahr verbrachte er in Untersuchungshaft. Danach hatte man es nicht mehr eilig. Vier Jahre gingen ins Land, bis sich die Staatsanwaltschaft zu einer Anklage durchringen konnte, ein weiteres Jahr brauchte das Gericht, um einen Verhandlungstermin zu finden.

Und was sagt das zuständige Sozialamt? «Die Stadt Winterthur hatte bereits im Vorfeld des Prozesses ausgeschlossen, dass es intern zu Fehler gekommen war», schreibt der TX-Reporter. Offiziell lässt das Amt verlauten: «Die Mechanismen der Missbrauchsbekämpfung haben funktioniert.» In Winterthur, wo mittlerweile 5,5 Prozent der Einwohner Sozialhilfe beziehen, sieht man keinen Handlungsbedarf.

Nach dem Betrug der Konkurs

«Die Schweiz ist kein Schlaraffenland», tadelte die Richterin bei der Urteilsöffnung, «das Geld fällt hier nicht einfach vom Himmel.» Natürlich nicht. Für die Geldverteilung ist das Sozialamt zuständig. Tair R. wurde nicht zum Verhängnis, dass er zu faul gewesen wäre, sondern dass er gearbeitet hat. Allzu gravierend ist das aber nicht. Nachdem der Betrug aufgefliegen war, ging Tair R. Konkurs. So bezieht das Ehepaar auch heute noch Sozialhilfe, wie gewohnt und wohl bis zum Ende seiner Tage.



«Wir haben uns bei einer Dating-Show im Fernsehen kennengelernt...»

Trump braucht ehrenvollen Abgang

Die Republikaner können Trumps Niederlage für ihn und sich vergolden.



Hat das Volk immer Recht? Für 80 Prozent der Amerikaner hat Trump die Wahlen verloren. Logo, denn Biden hat nicht nur 5 Millionen Stimmen mehr gemacht als Trump. Er sicherte sich mit seinem breiten Bündnis, das von John Bolton bis zu Bernie Sanders reichte, auch die Mehrheit der Wahlmännerstimmen.

Die Analysen zeigen: Der rassistische Trump gefiel den Männern, nicht aber den Frauen der Männer in den Vorstädten. Dazu kommt: Amerika wird demografisch immer bunter und immer besser ausgebildet. Die von Trump vorübergehend gekaperten Republikaner müssen sich deshalb, wenn sie zurück an die Macht wollen, neu erfinden.

Pokerface Trump weiss längst, dass er die Wahl verloren hat. Genauer verweigert er. Er hätte den Kampf gegen die chinesischen Viecher mit Dr. Fauci im Seitenwagen aufnehmen müssen. Er hätte den Notstand ausrufen können und so die Swing-States im Vorbeigang erobert. Denn in jedem Krieg scharen sich die Menschen hinter ihren Führern.

Erfolgreiche Politik erfordert ab und zu Autonomie, gerade auch gegenüber der eigenen Basis. Die Versuchung, maskenfrei den Anti-Corona-Blues zu tanzen, war für Trump zu gross. Diese ungezügelter, irrationale Triebhaftigkeit macht ihn fast ein wenig sympathisch.

Unter dem Strich müssten die Republikaner – falls es sie als Partei noch gibt – trotzdem hoch zufrieden sein.

Trump(f) 1: Nicht Trump hat die USA gespalten, sondern unter anderen Bill Clinton und Barak Obama. Trump hat diese Spaltung

genutzt und so die sicher geglaubte Wahl der Freundin zu vieler Kriege, Hillary Clinton, verhindert.

Trump(f) 2: Trump hat dem ländlichen Amerika, hat den Menschen ohne Arbeit, den Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen nicht viel gebracht. Ausser rassistischem Opium. Und das so erzeugte Delirium genutzt, um den Reichen und Superreichen Steuergeschenke zu machen. Hat funktioniert,

Diese ungezügelter, irrationale Triebhaftigkeit macht ihn fast ein wenig sympathisch.

weil es im Gegensatz zur Schweiz in den USA keine direkte Demokratie gibt.

Trump(f) 3: Trump hat keinen neuen Krieg vom Zaun gerissen. Kim lässt er in Ruhe. Den Taliban überlässt er Afghanistan.

Trump(f) 4: Der oberste Gerichtshof scheint für die nächsten Jahrzehnte fest in den Händen der Republikaner zu sein. Ein schwer zu überschätzender Terraingewinn.

Trump(f) 5: Weite Teile des Staatsapparates mit seinen Kompetenzen – etwa im Bereich des Umweltschutzes – wurden zerschlagen.

Trump(f) 6: Trump setzte neben allem anderen Getöse voll auf die lichtgeschwindigkeitsschnelle Entwicklung auch gentechnischer Impfstoffe. Er hatte Recht, bekam aber nicht Recht, weil Biontech und Pfizer mit ihren Erfolgsmeldungen abwarteten, bis Trump abgewählt war. Wo schliefen die Geheimdienste?

Trump(f) 7: Der Senat bleibt – wenn die Re-

publikaner Trump einen ehrenvollen Abgang ermöglichen – in republikanischer Hand. Nur wenn Trump weiter dumm tut, haben die Demokraten die Chance die zwei Senatsitze in Georgia zu erobern. Und dann würde Kamala Harris – ausgerechnet sie – mit ihren Stichentscheiden die doppelte Mehrheit in beiden Kammern sicherstellen. Was ist ein ehrenvoller Abgang?

Nachgang 1: Die Republikaner müssen dem katholischen Heiler Biden und seinen Engeln einen Kreuzkompromiss vorschlagen. Der Senat stimmt im Dezember 2020 dem Konjunkturpaket der trotz ihren 80 Jahren unermüdlichen Nancy Pelosi zu. Und Biden wird im Gegenzug Trump, wenn das mit der Selbstbegnadigung nicht funktioniert, im Nachgang begnadigen. Biden würde sein Wort halten.

Nachgang 2: Ein Konsortium aus reichen Republikaner bürgt für die Bankkredite des Immobilienimperiums der Familie Trump. Und verhindert so den Konkurs desselben. Kein Problem, denn seine Hotelkomplexe werden dank den Trump-Impfstoffen ab Mai 2021 brummen.

Nachgang 3: Trump darf seine Kandidatur für die Präsidentenwahlen 2024 ankündigen. Und vorerst während 2 Jahren seine 71 Millionen Wählerinnen und Wähler nachglühen, damit sie nicht wegen einem Mindestlohn von 15 Dollar zu Biden überlaufen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Die Welt wird besser

Die Menschen leben länger, sind gesünder, wohlhabender und friedlicher denn je.

Beat Gygi

Fast übersieht man das Wunder, das in schwierigen Zeiten Zuversicht gibt für die Zukunft: einen Verkehrsrekord in Europa, soeben registriert mitten in der scheinbar verlangsamten Corona-Phase, ein Rekord nicht mit Autos oder Flugzeugen, sondern mit Daten. Anfang November kam vom grossen Internetknoten DE-CIX in Frankfurt die Meldung, dass da die Marke von zehn Terabit pro Sekunde Übertragungsvolumen im Datenverkehr geknackt worden sei, deutlich mehr Datendurchsatz als vor einem Jahr, als es keine Pandemie gegeben hatte.

Das entspricht etwa einem Datenvolumen, das eine Milliarde Privathaushalte mit relativ schnellen Internetverbindungen bei voller Nutzung miteinander austauschen. Moment, warum soll das ein Lichtblick sein? Was datenbesessene Leitungstechniker in Begeisterung versetzen kann, sehen die Leute in ihrem Alltag ja nicht. Genau deshalb muss es hervorgehoben werden: Es ist eine für sehr viele Menschen wertvolle Leistung, wenn Firmen im Wettbewerb am Markt darum kämpfen, mit immer neuen Erfindungen der Gesellschaft immer mehr Kommunikationsmöglichkeiten anzubieten.

Entfaltungspotenzial der Schwellenländer

Kommunikation ist keine weiche Angelegenheit. Der Anlagestrategie André Kistler vom Vermögensverwalter Albin Kistler hat im vergangenen Februar in einem Interview mit der *Weltwoche* die Tragweite der technologischen Veränderungen so dargelegt: «Die Digitalisierung in Kombination mit dem Internet wird global betrachtet zu ganz anderen, auch neuen Arbeitsmärkten führen. Das wird mehr Wirtschaftswachstum ermöglichen und auch die Demokratisierung der Gesellschaft voranbringen. Meiner Ansicht nach werden sich ein Zugang zu umfangreichen neuen Märkten und eine Chancengleichheit für bisher Benachteiligte ergeben, wie wir es bisher in der Geschichte nicht erlebt haben.» Man lebe heute in einer enorm stabilen Welt, und die Digitalisierung werde vor allem auch das Entfaltungspotenzial der Schwellenländer steigern.

Auch wenn man sich vieles noch nicht vorstellen kann: Zu erwarten ist die Fortsetzung einer Entwicklung, die in den vergangenen ein bis zwei Jahrhunderten bereits atemberaubend war, aber heute oft aus dem Blick entschwunden ist. Der schwedische Wissenschaftler und Autor Hans Rosling, der 2017 verstorben ist, hat in seinen Analysen und Publikationen gezeigt, wie sich der Zustand der Welt langfristig in vielerlei Hinsicht verbessert hat, wie dies aber breiten Kreisen nicht bewusst ist. Wenn er Leute zur Entwicklung von Kindersterblichkeit oder Armut befragte, lagen die Antworten oft weit neben den richtigen Werten, sie schätzten die Wirklichkeit meist viel zu negativ ein. Nach Roslings Erfahrung urteilen die Menschen oft aus dem

Die Lebenserwartung stieg von etwas über 30 Jahren um 1900 herum bis heute auf etwa 74 Jahre.

Gefühl heraus, statt sich an Zahlen zu orientieren. Statistik, so empfahl er, wäre eine ideale Therapie.

In seinem 2018 postum veröffentlichten Buch «Factfulness» schreibt er: «Es ist leicht, alle schlimmen Dinge auf der Welt zur Kenntnis zu nehmen. Schwieriger ist es, das Gute zu sehen: Über unzählige Verbesserungen wird nicht berichtet.» Und anschliessend: «Ich spreche vom heimlichen stillen Wunder des menschlichen Fortschritts.» Der deutsche Ökonom und Statistiker Max Roser hat Roslings Linie der Datenanalyse weitergeführt. Auf dem Portal *Our World in Data* findet sich eine umfangreiche Sammlung von Daten zur Entwicklung von Ländern und Gesellschaften.

Was ist die Hauptbotschaft? Die Welt wird immer besser, viele Lebensjahre in bester Qualität und in zunehmendem Wohlstand hat der Mensch seit 200 Jahren schon gewonnen. Nachdem die durchschnittliche Lebenserwartung jahrtausendlang unter 30 Jahren gelegen hatte und die schlechten Gesundheitsverhältnisse viel Leiden bedeuteten, hat sich erstmals in der Menschheitsgeschichte eine lange und an-



Urtrieb des Menschen.

haltende Verbesserung ergeben. Im weltweiten Durchschnitt stieg die Lebenserwartung von etwas über dreissig Jahren um 1900 herum bis heute auf etwa 74 Jahre. Auch Länder mit schlechteren Verhältnissen haben sich weit emporgearbeitet, Indien oder Äthiopien etwa kommen auf rund 67 Jahre. Es geht weiter. Selbst in der Schweiz mit Werten von 82 Jahren für Männer und gut 85 Jahren für Frauen steigt die Lebenserwartung immer noch Jahr für Jahr.

Enorm waren die Verbesserungen mit Blick auf die Kindersterblichkeit. Um 1800 erreichten über 40 Prozent das fünfte Altersjahr nicht, 1950 waren es rund 20 Prozent, und heute sind es weltweit noch gut 4 Prozent. Hungersnöte sind fast verschwunden. Nach den katastrophalen Zeiten während und nach dem Zweiten Weltkrieg, als es in den sechziger Jahren gut sechzehn Millionen Todesopfer gab, verbesserten sich die Verhältnisse drastisch, in den siebziger Jahren zählte man noch etwas über drei Millionen Hungeropfer, ähnlich viele dann in den 2000er Jahren, seit 2010 aber sind die Zahlen niedriger.

Weiterentwicklung der Rechtssysteme

Ins Bild passt, dass die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft stark zugenommen hat; seit 1960 ist die Nahrungsmittelversorgung überall sicherer geworden, pro Person sind mehr Kalorien verfügbar. Und besonders eindrücklich ist der jüngste Schub aus Asien: 1990 lebten 1,9 Milliarden Menschen in extremer Armut, heute sind es noch 600 Millionen, und der Trend zeigt weiter nach unten. Das färbte auf



das Glücksbefinden der Menschen ab, das in armen Ländern besonders stark zulegte und dem Niveau der reicheren Gesellschaften nun nahekomm, wobei der Spitzenwert Schwedens weit oben bleibt. Gleichzeitig wurde die Welt friedlicher, seit dem Zweiten Weltkrieg gab es noch nie so wenig Konflikte wie im jüngsten Jahrzehnt. Und bei der Korruption gibt es Anzeichen, dass sie mit zunehmendem Wohlstand und der Weiterentwicklung der Rechtssysteme geringer wird.

Klar, man kann einwenden, dass der Energieverbrauch der Welt nun wirklich nicht positiv gesehen werden könne. Dieser hat ab 1970 pro Kopf weltweit um rund 45 Prozent zugelegt; China hat mit einem Plus von 250 Prozent besonders herzhaft zugegriffen, Indien etwas weniger stark, während die USA seit langem alle anderen in den Schatten stellen. Aber auch

Kürzlich erzielten japanische und britische Ingenieure einen Rekord mit 178 Terabit pro Sekunde.

da ist Positives sichtbar: Die Energieintensität der Wirtschaft ist seit dreissig Jahren überall rückläufig, für einen Dollar Bruttoinlandsprodukt braucht es immer weniger Energieeinsatz, die Wirtschaft wird effizienter, und man kann sich vorstellen, dass das Energieproblem dereinst auch gelöst wird.

Heute beherrscht die Corona-Furcht die Menschen, aber die elektronische Vernetzung der Welt hat die Erforschung der Viren und

die Suche nach Impfstoffen derart belebt, dass bereits gut 200 Impfstoffprojekte am Laufen sind. Die Teams von Pfizer/Biontech und Moderna/Lonza liegen mit der Bekanntgabe erster Resultate zurzeit wohl an der Spitze des Rennens, aber auch dahinter wird eine enorme Menge von Wissen, Daten und Meinungen zu neuen Kombinationen verbunden, die der Welt ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen können. Vorausschbar ist es allerdings nicht.

Immer neue Höchstleistungen

Immer wieder mussten Pharmaforschungsprojekte nach grossem Aufwand aufgegeben werden. Andere lieferten plötzlich per Zufall ein Mittel, an das man gar nicht gedacht hatte, wie etwa im Fall von Alexander Fleming die Entdeckung des Penicillins. Je mehr Köpfe mitdenken, desto besser ist es für die Welt. Etwa vier Milliarden Internetnutzer gibt es heute weltweit, vor zehn Jahren waren es erst etwa halb so viele, die Chancen stehen so gesehen heute also viel besser, dass Lösungen zur Bewältigung der Probleme der Menschheit gefunden werden. Kistler betont, einer der Urtriebe des Menschen sei es, dass er danach strebe, dass es ihm und seiner Familie immer besser gehe. Er erreiche darum immer wieder neue Höchstleistungen. Kürzlich erzielten japanische und britische Ingenieure bei der Internetverbindung einen Rekord mit 178 Terabit pro Sekunde; die gesamte Netflix-Bibliothek könnte man damit in weniger als einer Sekunde herunterladen.



INSIDE WASHINGTON **Trumps Regenbogen**

Auf dem Weg zu den US-Wahlen ist etwas Komisches passiert. Nach vier Jahren unablässiger Medienattacken, die Präsident Donald Trump als bigotten, rassistischen und orangefarbenen Kryptofaschisten schmähten, gelang es diesem, seinen Wähleranteil bei Minderheiten zu erhöhen. Die Demokraten verloren einen Teil der nichtweissen Wähler, und die Republikaner wurden diverser.

Trumps Anteil an den schwarzen Wählern stieg von 8 Prozent 2016 auf 12 Prozent am 3. November. Trump gewann 19 Prozent der schwarzen Männer – also fast jeden Fünften, der bei dieser Wahl mit der historisch hohen Wahlbeteiligung abstimmte. Ausserdem erhielt der zum Oberbefehlshaber mutierte ehemalige Reality-Star fast ein Drittel der Stimmen der Latinos, mehr als ein Drittel der Stimmen der Asiaten und weit über ein Viertel der LGBTQ-Wähler. Sogar unter amerikanischen Muslimen verbesserte er sein Ansehen.

Die Republikaner gewannen auch im Repräsentantenhaus dazu, wo sie weibliche Kandidaten aufstellten. Die Führung übernahm die zum zweiten Mal gewählte New Yorker Abgeordnete Elise Stefanik – die jüngste je ins Abgeordnetenhaus gewählte Republikanerin. Mehr als ein Dutzend Republikanerinnen bezwangen ihre demokratischen Rivalen, eine Zahl, die noch steigen könnte, sobald mehr Ergebnisse feststehen.

Trump und die Republikanische Partei bewiesen, dass ihre Botschaft ankommt. Der Entertainment-Unternehmer Robert Johnson, Amerikas erster schwarzer Milliardär, macht die Wirtschaft verantwortlich. Wie er im Wirtschaftssender CNBC erklärte, haben die Demokraten für schwarze Amerikaner nur einen «minimalen Ertrag in Fragen von Wohlstand, der Überwindung des Wohlstandsgefälles, der Schaffung von Jobs und Arbeitsmöglichkeiten» erbracht. Pragmatismus, nicht Dogmatismus, ist die Erfolgsformel.

Amy Holmes

Rickli schlägt Berset

Im Streit um Spitalbetten weist Zürichs Gesundheitsdirektorin den Bundesrat in die Schranken. Die Episode zeigt, wie sich die Kräfteverhältnisse während der Corona-Krise verschoben haben.

Erik Ebnetter

Die Schweizer Gesundheitspolitik erinnert an ein Schachspiel. Alles dreht sich um den König. Dabei liegt die Macht bei der Dame.

Der König ist Gesundheitsminister Alain Berset (SP) in Bern. Die Dame ist Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli (SVP) in Zürich. Seit Monaten liefern sich die beiden ein Fernduell, begleitet von Journalisten, die als Meldeläufer das Feld queren.

Der jüngste Konflikt entbrannte an der Frage, ob Spitäler weiterhin Wahleingriffe anbieten sollen. Gemeint sind Operationen, die ohne Nachteil für die Patienten verschoben werden können.

Im Frühjahr, bei der ersten Infektionswelle, hatte der Bundesrat einen solchen Operationsstopp verfügt. Er wollte möglichst viele Betten für Covid-Patienten freihalten. Nun, bei der zweiten Welle, verlangte der Bundesrat von den Kantonen einen neuerlichen Aufschub.

Die Forderung richtete sich in erster Linie an Zürich, wo die meisten Spitalbetten stehen. Am 4. November trug Berset an einer Medienkonferenz seine Argumente vor. Tags darauf beschied ihm Rickli öffentlich, die Zürcher Spitäler würden an Wahleingriffen festhalten.

Der *Tages-Anzeiger* machte daraus die Frontschlagzeile: «Kanton Zürich verweigert Befehl des Bundesrats». Dabei bestimmen längst wieder die Kantone, wie sie ihre Spitäler führen. Die Zeiten, als der Bundesrat durchregierte, sind seit Juni vorbei.

Auch sonst läuft's rund

Das Beispiel verdeutlicht: Je länger die Corona-Krise dauert, desto dominanter tritt Rickli auf. Umgekehrt agiert Berset zunehmend glücklos.

Nach der ersten Welle galt er als starker Mann der Schweizer Politik. Die *NZZ am Sonntag* titelte: «Und in der Hauptrolle: Alain Berset». Das Foto zum Artikel zeigte ihn mit Anzug und Hut, selbstbewusst durch Bern wandelnd, ein Mann mit Mission.

Wochen später titelte dieselbe *NZZ am Sonntag*: «Bewährungsprobe missraten». Zu sehen war Natalie Rickli, mit Tintenstriemen an den



Dame und König: Rickli (SVP), Berset (SP).

Händen, den Blick ins Nirgendwo gerichtet, eine Frau ohne Vision.

Damals kam es in Zürich zu ersten Super-spreader-Events. Eine amtliche Studie hatte vor erhöhtem Ansteckungsrisiko in Bars und Klubs gewarnt, was niemanden überraschen konnte. Trotzdem warf Rickli dem Bundesrat vor, die Resultate unter Verschluss gehalten zu haben. Sie wirkte dünnhäutig, unsouverän.

Danach übernahm sie die Initiative. Früh setzte sie im Regierungsrat die Maskenpflicht durch. Die Massnahme entspricht ihrem Naturell – Rickli gilt als vorsichtig –, folgt aber auch politischem Kalkül: Sollte die Situation im Kanton ausser Kontrolle geraten, würde sie als Gesundheitsdirektorin dafür verantwortlich gemacht. Das will sie verhindern.

Auch sonst läuft's für Rickli derzeit rund. Spitalratspräsident Martin Waser (SP) legt nach den Querelen am Herzzentrum des Uni-Spitals sein Amt nieder, wie am Montag bekannt geworden ist. Rickli sah dessen Arbeit schon lange kritisch.

Der Vergleich mit Berset zeigt, was sich verändert hat. Im Oktober sprachen die beiden in der SRF-«Arena». Das Nachrichtenportal *Watson*, keine SVP-Plattform, ernannte Rickli daraufhin zur «Mrs Corona». Betsers Auftritt wurde als «platt» beschrieben.

Tatsächlich wirkt der Gesundheitsminister ermattet. Gefragt, ob man Weihnachten im gros-

sen Kreis feiern könne, sagte er unlängst zur *NZZ*: «Ich kann nur immer wieder dasselbe sagen: Ich weiss es nicht, ich weiss es nicht... Ich selbst mache keine grossen Pläne für Weihnachten.» Man hörte ihn förmlich seufzen.

Die hohen Fallzahlen in der Romandie erschweren ihm das Leben zusätzlich. Genf gilt mittlerweile als Region mit den meisten Ansteckungen pro Einwohner in Europa. Auch wenn dafür in erster Linie die Bevölkerung selber verantwortlich ist, lässt sich sagen: Krisenkommunikator Berset erreicht sein frankofones Heimpublikum kaum mehr.

Nun war es ausgerechnet die missliche Lage in der Romandie, die Berset am 4. November veranlasste, von den Kantonen den Aufschub der Wahleingriffe zu fordern. Man wollte Betten freihalten für den Fall, dass die Spitäler in der Westschweiz überfordert sein sollten.

Kollaps blieb aus

Dass Berset damit aufrief, hängt mit einem Vorfall vom Frühjahr zusammen. Zürich hatte den Bund erfolglos ersucht, die Kosten für den verfügten Operationsstopp zu übernehmen. Die Spitäler standen halb leer, weil der Ansturm von Covid-Patienten ausgeblieben war. Am Ende musste der Kanton finanziell einspringen. Nun hielt Rickli an den einträglichen Wahleingriffen fest.

Zwei Wochen später lässt sich eine erste Bilanz ziehen: Zürich hat nach wie vor genügend Spitalbetten, um Covid-Patienten zu versorgen, auch aus anderen Kantonen. Selbst in der Romandie geriet die Situation nie ausser Kontrolle. Der befürchtete Kollaps, prognostiziert für Anfang, Mitte November, blieb zum Glück aus.

Rickli behielt in einer heiklen Situation die Übersicht. Sie liess die Spitäler wirtschaftlich am Laufen, ohne die Versorgungssicherheit aufzugeben. Damit ging sie auf Konfrontationskurs zu Berset, was ihr fälschlicherweise als Majestätsbeleidigung ausgelegt wurde.

Schweizer Gesundheitspolitik funktioniert dieser Tage wie Schach: Dame schlägt König.

Berlusconi machte es besser

Silvio Berlusconi war Europas Trump vor Trump, aber bei den Wählern viel erfolgreicher. Warum? Weil er, anders als Donald Trump, ein Charmeur ist.

Nicholas Farrell

Für die linksliberale Elite drängten sich die Ähnlichkeiten zwischen dem Yankee und dem Italiener geradezu auf. Beide sind Sexualstraftäter und üble Faschisten – im *Spectator* habe ich das linksliberale Narrativ, das unsere Kultur beherrscht, aufgespießt –, und beide sind verschlagene milliardenschwere Unternehmer mit gefährlichen Sympathien für Wladimir Putin.

Im Fall Berlusconi, für mich nach wie vor Silvio «Il Magnifico», haben sich die Medien und die Gerichte am Ende durchgesetzt. 2011 trat er zurück, als die Zinsdifferenz zwischen deutschen und italienischen Staatsanleihen so gross wurde, dass die Stabilität des Euro bedroht war, und inmitten eines Wirbelwinds von Schlagzeilen, ausgelöst von den Ermittlungen zu seinen Bunga-Bunga-Partys.

Es ist eine Wahrheit, die von der Linken, die angeblich die Demokratie gegen Diktatoren verteidigt, gern verschwiegen wird, dass Berlusconi, von ihnen zu Fall gebracht, der letzte gewählte italienische Ministerpräsident war (alle fünf Amtsnachfolger wurden in Hinterzimmern ausgekugelt). Er war viermal Ministerpräsident und gewann die Wahlen von 2008 mit so viel Stimmen wie kein anderer Ministerpräsident im Nachkriegsitalien.

Aus dem Amt gewählt

Bei Trump habe ich mich geirrt. Anders als Berlusconi wurde «The Donald» nicht auf undemokratische Weise von einer Medien- und Justizdiktatur aus dem Amt gejagt, auch wenn man nichts unversucht liess. Er wurde von den Wählern aus dem Amt gewählt. Anders als Berlusconi, der Italien zwanzig Jahre lang dominierte, steht Trump heute schon wie ein Loser da.

Warum war Berlusconi, der erste moderne Populist, bevor dieser Begriff aufkam, bei den Wählern so erfolgreich? Ein Grund ist, dass er zwar viele Medien besitzt (drei von vier privaten TV-Sendern plus überregionale Zeitungen), aber er hat die Medien nicht kontrolliert – auch wenn die linksliberalen Medien das unentwegt behauptet haben. Die meisten Journalisten bei italienischen Fernsehsendern (seine eigenen ein-

geschlossen) und Zeitungen sind Linksliberale – wie die meisten ihrer Kollegen im Westen.

Ihm ist es auch nicht gelungen, das permanente Störfeuer von staatsanwaltlichen Ermittlungen zu unterbinden. Man könnte meinen, dass die ununterbrochenen Angriffe von Medien und Justiz zu einer Abstrafung an der Wahlurne führen. Nicht in Italien. Je aggressiver Berlusconi als Faschist, Mafioso, Pädophiler und Steuerhinterzieher gebrandmarkt wurde, desto beliebter wurde er bei den Italienern. Es machte ihn zu einem Märtyrer. Warum?

Erstens wussten die Italiener aus eigener Erfahrung, dass ihre Justiz, wie alle Institutionen im Land, hochpolitisiert ist – ein durch und durch verkommenes Schreckensregime.

Zweitens bewunderten sie, wie Berlusconi – mit 83 noch immer *molto simpatico*, anders als Trump, der, seien wir ehrlich, ein ziemliches Ekel ist – die zahllosen Verfahren, die seit 1994 gegen ihn angestrengt wurden, mit Charme, Humor und Witz abwehrte. Bis heute wurde er nur ein Mal verurteilt – 2013 wegen Steuerbetrugs eines Unternehmens, für das er zum Zeitpunkt der Straftat nicht verantwortlich war.

Drittens durchschauten die Italiener die Behauptungen der linksliberalen Medien (obwohl angeblich geknebelt), sie seien von Berlusconi geknebelt worden.

Viertens empfanden sie es als Beleidigung, dass die linksliberalen Medien Berlusconis Wahlerfolge nur damit erklären konnten, dass er das Volk mit Hilfe der linksliberalen Medien einer Gehirnwäsche unterzogen habe. Aber die Leute mussten nur den Fernseher einschalten oder eine Zeitung lesen, um zu sehen, dass dies kompletter Unsinn war.

Berlusconi ist, anders als Trump, kein Möchtegern-Dealbreaker, sondern konsensorientiert, gemässigt, flexibel und tolerant. Wo immer möglich, ging er auf seine Feinde zu. Ich kann mich nicht erinnern, dass er je etwas Rassistisches gesagt hätte, aber er hat Gaddafi 2008 fünf Milliarden Euro gezahlt, um zu verhindern, dass Migranten übers Meer nach Italien kommen – und es hat funktioniert. Unlängst sagte er, dass Trumps «Arroganz» diesen den Wahlsieg ge-

kostet habe und Biden nun vor der Aufgabe stehe, Amerika wieder zusammenzuführen.

Entspanntes Verhältnis zu Frauen

Berlusconi hat, anders als Trump, ein altmodisch-entspanntes Verhältnis zu Frauen. Zu den Vorwürfen (von denen er freigesprochen wurde), er habe auf seinen Partys für Sex mit dreissig Frauen bezahlt, darunter eine minderjährige Prostituierte, sagte er: «Ich habe noch nie in meinem Leben für Sex bezahlt.» Und: «Selbst ein Dreissigjähriger hätte Probleme, mit dreissig Frauen ins Bett zu gehen!» In einem abgehörten Telefonat von 2008, das der Presse zugespielt wurde, sagte er: «Mein Problem im Leben ist, dass so viele Frauen sich in mich verliebt haben.» Während Trampel Trump die Frauen bekommt, indem er ihnen in den Schritt greift, verführt Ex-Schlagersänger Berlusconi sie mit Serenaden. Das muss das Geheimnis seines politischen Erfolgs sein. Im Gegensatz zu Trump ist Berlusconi ein wahrer Charmeur.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Anzeige

Wissen
für Suchende

Klarheit
fürs
Leben



wissend.info

Philosoph des Nationalstaats

Der israelische Denker Yoram Hazony ist hoch gebildet und Vater von neun Kindern. Er warnt vor einem Imperialismus, der alle Länder unter einem System vereinigen will.

Pierre Heumann

Beim Wort «Nationalismus» denken die meisten an etwas Böses. Damit bezeichne man, heisst es zum Beispiel im Duden, ein «übersteigertes Nationalbewusstsein» und der Gebrauch sei «meist abwertend». Ein Nationalist ist laut Duden ein Chauvinist.

Yoram Hazony, politischer Philosoph aus Jerusalem, dreht den Spieß um. Der Titel seines Buches, das soeben in deutscher Übersetzung erschienen ist, bringt Hazonys Weltsicht auf den Punkt: «Nationalismus als Tugend». Hazony legt die theoretische Grundlage für eine positive Neubewertung der bei vielen in Verruf geratenen Vaterlandsliebe und zeigt deren Vorzüge gegenüber einer liberalen Politik, die auf Globalisierung setzt.

Eigentlich war Hazony, der als gläubiger Jude auch ein exzellenter Bibelkenner ist, vor vier Jahren gerade dabei, ein Buch über Gott zu verfassen. «Es war damals zur Hälfte geschrieben», sagt er, «und es ist immer noch nicht fertig.» Doch als sich die Briten für den Austritt aus der EU entschieden und Donald Trump mit seinem Slogan «Make America Great Again» zum Präsidenten der USA gewählt wurde, beschloss Hazony: «Nicht über Gott schreibe ich ein Buch, sondern eines, das den Nationalismus lobt.»

Richtungswechsel in Amerika

Inzwischen wird er von amerikanischen Medien als Anwalt der Konservativen gefeiert. Er erhielt Einladungen zu populären Talkshows, im vergangenen Jahr wurde sein Buch mit dem «Conservative Book of the Year»-Award ausgezeichnet. Ein ehemaliger Trump-Berater bezeichnete es als «intellektuelle Grundlage für die aussenpolitische Trump-Doktrin». Das Buch ist bisher in fünf Sprachen übersetzt worden, und in acht weiteren Ländern wurden die Rechte verkauft, «sogar nach China», sagt Hazony und fügt scherzend hinzu: «Vielleicht hat Beijing die Rechte nur erworben, um die Publikation auf Mandarin zu verhindern.» Denn seine Streitschrift gegen Imperien kämpft gegen alles, was den Chinesen heilig ist.

In Washington wurde Hazonys Plädoyer für den Nationalismus, das vor zwei Jahren auf Eng-

lisch erschienen ist, als intellektuelles Manifest der Konservativen bezeichnet, zudem als intellektuelle Basis für die Politik unter Präsident Donald Trump und dessen Verhältnis zu Europa. In Berlin und Brüssel dürfte man Hazonys Buch hingegen mürrisch zur Kenntnis nehmen, denn Hazony zählt die EU zu den Imperien, die die Freiheit der Nationen untergraben.

Seine Leser stellt er vor die Wahl, entweder Nationalist zu sein oder aber eine internationale Regierung zu bevorzugen, die ihren Willen der Welt aufzwingen will. Das ist für ihn keine theoretische Frage. Denn seit dem Fall der Berliner Mauer 1989, schreibt Hazony, sei der Streit zwischen Nationalismus und Imperialismus wieder relevant: «Zu jener Zeit endete der Kampf gegen den Kommunismus, und das Denken der westlichen Führer vertiefte sich in zwei grosse imperialistische Projekte: die Europäische Union, die ihre Mitgliedstaaten schrittweise um viele Kom-

Für Hazony zählt die EU zu den Imperien, die die Freiheit der Nationen untergraben.

petenzen erleichtert hat, die man für gewöhnlich mit politischer Unabhängigkeit verbindet. Damit werden nationale Regierungen teilweise entmündigt.» Imperialistisch sei auch der Anspruch der USA gewesen, eine amerikanische «neue Weltordnung» zu etablieren, in der Nationen, die das Völkerrecht nicht einhalten, dazu gezwungen werden sollen, vor allem mit Hilfe der amerikanischen Militärmacht.

Hazony ist überzeugt: «Trump hat die konservative Ideologie um viele wichtige Ideen bereichert.» Wenn man seine holzschnittartigen Tweets lese, habe man nicht diesen Eindruck, wende ich ein. Ob ich da etwas übersehen hätte?

Er lacht: «Ich weiss nicht, wie es möglich ist, das zu übersehen», sagt er und verweist mich auf wichtige Reden, in denen Trump sein Weltbild umrissen hat. Eines der wichtigsten Anliegen des Redners Trump sei es indes, seine Zuhörer zu unterhalten. Vieles sei dann auch Komödie. «Aber lesen Sie die Reden nach, die Trump in

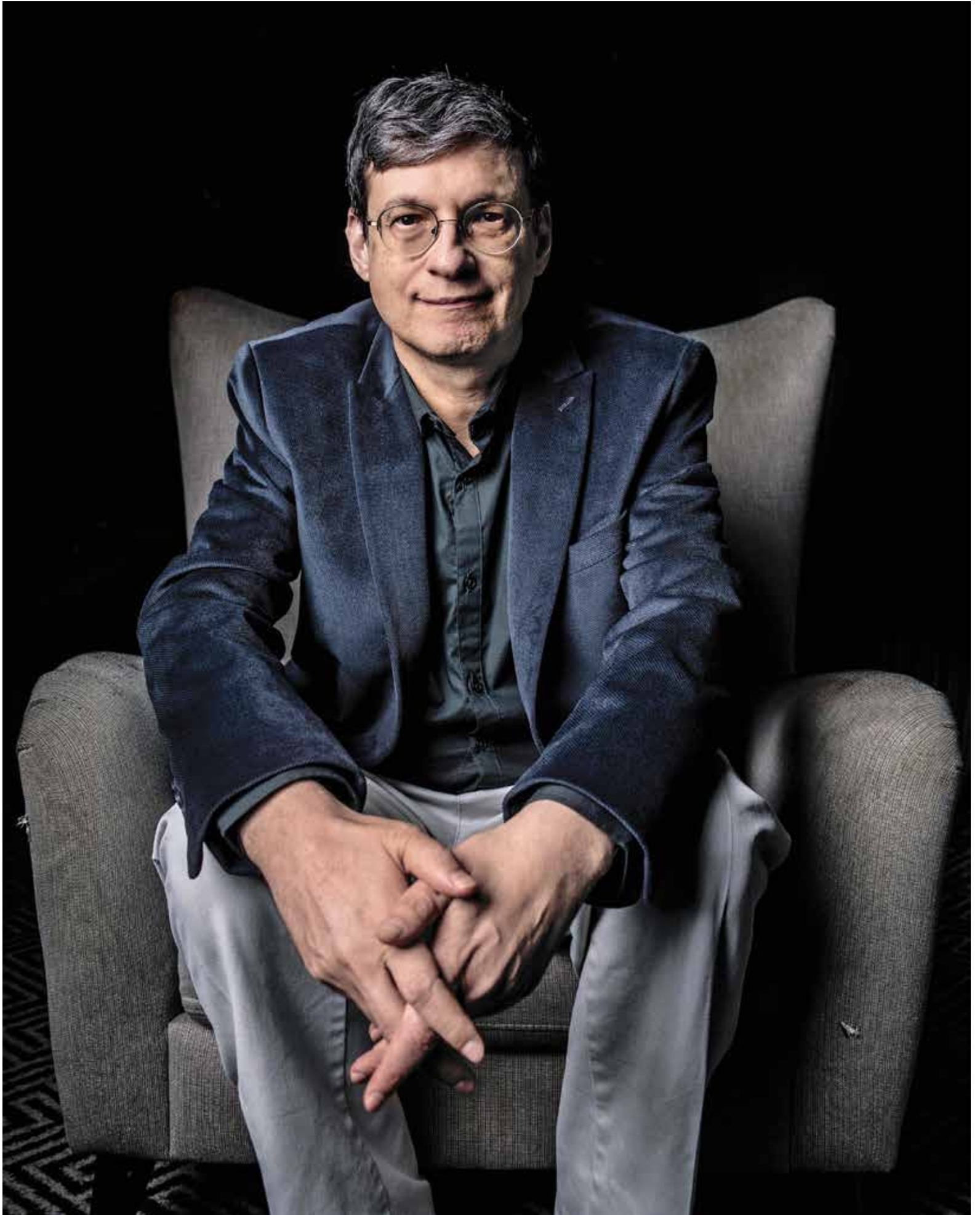
Polen oder am Mount Rushmore gehalten hat, in denen er über eine kohärente Weltsicht reflektiert. Natürlich helfen ihm seine Redenschreiber beim Aufpolieren der Texte. Aber sie sind eine formale Präsentation seiner Ideologie.»

Vor Trump, sagt Hazony dann, seien sowohl die Demokraten als auch die Republikaner von liberalen Internationalisten dominiert gewesen. Beide hätten eine neue Weltordnung unter einer einzigen Rechtsordnung durchsetzen wollen. Aber Trump habe in seiner Partei einen nachhaltigen Richtungswechsel durchgesetzt.

Hazony ist deshalb überzeugt: «Trumps Gedankengut wird in der Republikanischen Partei dominierend bleiben.» So sei der Widerstand gegen die Idee, dass die Welt vom Sitz internationaler Organisationen regiert werden solle, bei den Republikanern jetzt fest verankert. Vor der Trump-Ära sei die Partei von Internationalisten dominiert gewesen. «Jetzt geben Nationalisten den Ton an.»

Für den frommen Juden Hazony, der an der Rutgers University eine Dissertation zum Thema «Die politische Philosophie des Buches Jeremia» geschrieben hat, ist das Alte Testament ein konstitutives Element westlicher Zivilisation. «Der Grundsatz, dass man zwischen Menschen Grenzen ziehen müsse, damit sie sich nicht fremdes Eigentum aneignen, war vorher unbekannt gewesen», sagt er. Die Götter der Ägypter, Assyrer oder Babylonier hätten die Herrscher aufgefordert, die Welt zu erobern und ihr damit Frieden zu bringen. Die Idee der unabhängigen Nation komme weder in der griechischen noch in der römischen Tradition vor. Erst durch die Bibel und die Adoption durch die christliche Welt werde die Unabhängigkeit zu einem Teil der westlichen Kultur. Israels Gott, so fasst Hazony die entscheidende Stelle im 5. Buch Mose zusammen, habe Israels Elite von damals angehalten, die künftigen Grenzen ihres Staates zu respektieren und keine fremden Territorien zu erobern.

«Wie lässt sich dieses alttestamentarische Gebot mit der Besetzung palästinensischer Gebiete vereinbaren?», frage ich Hazony, der früher in einer Siedlung im Westjordanland gelebt hat



«Eine Weltregierung wäre noch schrecklicher»: Bibelkenner Hazony.

und in den 1990er Jahren Berater von Benjamin Netanjahu gewesen war.

Er sei kein Utopist, sagt Hazony: «Es ist schlicht nicht möglich, dass jede einzelne Nation, jeder Stamm oder jede Sprachgruppe einen eigenen Staat haben kann.» So würden die Kurden, die seit Jahrhunderten von den Türken, Arabern und Iranern verfolgt werden und auf mehrere Staaten verteilt sind, längst einen eigenen Staat verdienen. Er unterstütze die Unabhängigkeit der Kurden. Aber sie seien nicht in der Lage gewesen, genügend ökonomische und militärische Unterstützung für ihre nationalen Aspirationen zu mobilisieren. «Und wenn wir von den Palästinensern sprechen», meint Hazony, «so haben auch sie bisher weder ökonomische noch politische Kapazitäten für einen eigenen Staat aufgebaut. Und das, obwohl ihnen viele seit Jahrzehnten helfen und sie unterstützen.»

Sein Plädoyer für den Nationalismus sei wirklichkeitsfremd, weil es empirisch sehr schwierig sei, Grenzen zwischen Nationen zu ziehen, werfe ich ein. Nationalismus, meint Hazony, sei für ihn kein fehlerloses Konstrukt. «Aber ich bin trotzdem der festen Überzeugung, dass die Organisation der Welt nach dem Prinzip Nationalismus besser ist, als wenn eine einzige Nation weltweit dominiert.» Er sehe Nationalismus als Mittel gegen einen Imperialismus, der alle Länder unter einem einzigen politischen System vereinigen wolle, um damit – angeblich – den Wohlstand zu mehren und Frieden zu stiften.

Weltwoche: Herr Hazony, ist ein Land wie die USA denn nicht verpflichtet, Staaten beizustehen, die in Not sind?

Hazony: Natürlich gibt es eine moralische Verpflichtung, bei humanitärer Not zu helfen. Aber daraus darf auf keinen Fall das Recht abgeleitet werden, sich weltweit als Polizisten aufzuführen. Es war zum Beispiel ein Fehler, dass die USA im Irak interveniert haben, weil sie nicht wissen, wie der Irak regiert werden kann.

Weltwoche: Wie sollen mit nationalistischen Lösungen globale Herausforderungen wie der Klimawandel bewältigt werden, ohne auf internationale Organisationen abzustellen?

Hazony: Kennen Sie denn irgendein globales Problem, das durch internationale Organisationen gelöst worden ist? Mir ist keines bekannt.

Weltwoche: Wie lassen sich mit egoistischem Nationalismus grenzüberschreitende Probleme lösen, zum Beispiel die Luftverschmutzung durch Fabrikanlagen an der Grenze?

Hazony: Die Nachbarnationen müssen das untereinander aushandeln. Wenn sie keine Lösung finden, kann das zwar einen Krieg auslösen. Aber das wäre dann immer noch besser als eine Weltregierung, die eine Lösung für die ganze Welt ausarbeitet und allen Nationen aufzwingen will, allenfalls auch mit Gewalt. Krieg ist eine schreckliche Sache, kein Zweifel, aber eine Weltregierung wäre noch schrecklicher.

Weltwoche: Zeigt die Corona-Krise Ihrer Meinung nach nicht, dass eine internationale Kooperation effizienter wäre als nationale Alleingänge, um ein weltweites Problem zu lösen?

Hazony: Im Gegenteil. Gerade die Corona-Krise offenbart die Vorteile, wenn Nationen unabhängig voneinander forschen. Dann hat man verschiedene Perspektiven, und es ergibt sich eine gesunde Konkurrenz unter den einzelnen Staaten. Die Wissenschaft hat stets vom Wettbewerb der Nationen profitiert.

Hazony erwähnt als Beispiel Newton, der im 17. Jahrhundert durch seine Verachtung für Descartes und die französische Wissenschaft angetrieben worden sei, Grosses zu leisten. So habe er das erste Gravitationsgesetz beschrieben. «Es ist die Natur des Menschen, dass er besser sein will als sein Herausforderer, und wenn eine ganze Nation von diesem sportlichen Ehrgeiz beseelt ist, ergeben sich neue Perspektiven, was

«Die Corona-Krise offenbart die Vorteile, wenn Nationen unabhängig voneinander forschen.»

den Fortschritt beschleunigt.» So sei das auch bei der Suche nach einem Impfstoff gegen Covid-19. «Jede Nation mit dem entsprechenden Know-how will als erste ein Mittel finden, um erstens Gewinne zu machen und zweitens weltweit Prestige zu akkumulieren.»

Hazony, der sich selber als «sehr, sehr konservativ» bezeichnet, kam 1964 in Rechovot auf die Welt, einer Kleinstadt südlich von Tel Aviv. Er wuchs seit dem ersten Altersjahr in Princeton auf, nachdem sein Vater einen Ruf dorthin als Professor für Ingenieurwissenschaften mit Spezialgebiet Robotik erhalten hatte. Heute ist Hazony Präsident des Herzl-Instituts in Jerusalem, das sich der Renaissance jüdischen Gedankenguts widmet, und Vorsitzender der Edmund Burke Foundation in Washington, D.C., einer Stiftung, die die Prinzipien des nationalen Konservatismus stärken will, wie es auf der Homepage heisst.

Derzeit arbeitet Hazony an einem neuen Buch über die konservative Bewegung, das im näch-



ten Jahr herauskommen soll. Dort will er über seine Sorge reflektieren, dass traditionelle Werte wie Familie und Unabhängigkeit im Westen an Attraktivität verlieren.

Im Mittelpunkt von Hazonys Nationalismus-Fibel stehen die Urzellen jeder Gesellschaft: die Clans und die Familien. Der Vater von neun erwachsenen Kindern sieht in Menschen nicht nur Individuen, sondern betrachtet sie als Teil eines Kollektivs – zum Beispiel von Familien, Clans oder Stämmen. Diese Kollektive verleihen den Mitgliedern eine Identität – durch Sprache, Glaube, Tradition –, was eine Solidarität mit der Gemeinschaft generiert. Die dadurch geschaffene Loyalität des menschlichen Kollektivs sieht Hazony als Basis der politischen Ordnung: «Die ideale politische Organisation der Welt stützt sich auf freie und unabhängige Nationen, die intern durch familiäre Loyalitäten miteinander verbunden sind.»

«Ein sehr gefährlicher Moment»

Natürlich sei jede Nation in sich heterogen, sagt Hazony, und bestehe aus verschiedenen Stämmen, mehreren Religionen und unterschiedlichen Sprachen. «Wenn eine Nation trotz dieser internen Unterschiede überleben will, müssen ihre Mitglieder loyal zueinander sein.» Die Regierung müsse gewaltfreie Wege zur Lösung der Konflikte innerhalb der Nation finden. Am Beispiel der USA könne man sehen, warum dieser Zusammenhalt gefährdet sei: «Die Verbreitung der liberalen Politik anerkennt nicht die Bedeutung der Bemühungen, zwischen den Ansprüchen der unterschiedlichen Gruppen im Land immer wieder ein neues Gleichgewicht auszuhandeln.» Die Liberalen würden jeden als Individuum betrachten und dafür sorgen wollen, dass alle gleich sind. «Aber das funktioniert nicht. Und es ist nicht realistisch. Die Regierung müsste vielmehr ein friedliches Gleichgewicht zwischen den einzelnen Spannungsfeldern anstreben. Sonst werden die interne Einheit und die gegenseitige Loyalität zerstört.»

Die Weigerung Trumps, das Wahlergebnis anzuerkennen, sieht Hazony vor diesem Hintergrund. «Die Reaktion auf die jüngsten amerikanischen Wahlen ist denjenigen des Jahres 2016 sehr ähnlich», sagt er. Beide Male habe sich ein sehr grosser Teil der Wählerschaft geweigert, die Ergebnisse zu akzeptieren. Dahinter verberge sich ein beunruhigendes Phänomen, meint Hazony, nämlich der Zerfall der amerikanischen Nation: «Die verschiedenen Stämme, aus denen sich die Nation zusammensetzt, sind nicht mehr so loyal zueinander wie noch vor einer Generation.» Und er warnt: «Das ist ein sehr gefährlicher Moment.»

Yoram Hazony: Nationalismus als Tugend.
Ares. 272 S., Fr. 29,50

Die Frau, die das Coronavirus besiegen muss

Es ist ein Wettrennen gegen die Zeit: Eine Oberwalliserin jagt im Auftrag des Bundesrates auf dem gesamten Erdball nach einem Wundermittel gegen das Coronavirus.

Hubert Mooser

Nora Kronig, 40, wirkt als Diplomatin und Chefin der Abteilung Internationales im Bundesamt für Gesundheit (BAG). Sie ist mit Abstand die jüngste BAG-Vizedirektorin in der zehnköpfigen Geschäftsleitung, aber diejenige mit der momentan vielleicht grössten Verantwortung. Von der sprachgewandten Wirtschaftswissenschaftlerin hängt es nämlich ab, ob die Schweiz auf dem internationalen Markt schnell und ausreichend Impfdosen beschaffen kann. «Wir arbeiten seit Ende Februar mit Hochdruck daran», sagt die Genferin mit Oberwalliser Wurzeln. Der Druck, zu liefern, ist gross.

Einstieg unter Calmy-Rey

Tempo ist bei der Operation Vakzine-Beschaffung oberste Maxime, hat jedoch einen Nachteil: Kronig hat bei Einkauf und Reservation der Impfmittel keine Gewissheit über Eigenschaften, Wirkung und allfällige Nebenwirkungen, zumal diese im Schnellverfahren entwickelt und durch alle Bewilligungsinstanzen gejagt werden. Vorerst ging es der BAG-Vizedirektorin und ihrem Team vor allem darum, bei möglichst vielen Serum-Produzenten einen Fuss in der Tür zu haben. Weltweit werden zwischen 150 und 200 Impfstoffe gegen Covid-19 in Labors getestet, viel mehr, als man im BAG eigentlich erwartet hat, wie Kronig zugibt. 48 davon durchlaufen klinische Studien, 11 sind auf der Zielgeraden. In der Schweiz sind drei Zulassungsgesuche bei der Bewilligungsbehörde Swissmedic in Prüfung, eines von Pfizer, die anderen von AstraZeneca und Moderna.

Bereits überbieten sich die Produzenten hinsichtlich der Wirkung ihrer Impfstoffe; Pfizer/Biontech verspricht über 90 Prozent Schutz, Moderna gar 94,5 Prozent. Das sei viel höher als bei einer normalen Grippeimpfung, sagt Kronig. Doch noch wisse man nicht, welche Wirkung die einzelnen Vakzinen innerhalb verschiedener Altersgruppen tatsächlich entfalten würden. Im Gespräch wirkt sie, als hätte sie sich ihr Leben



Neue Galionsfigur: Diplomatin Kronig.

lang mit Impfstoffen auseinandergesetzt. Dem ist nicht so, wie sie im Berner Traditionsrestaurant «Lorenzini» erklärt. Nora Kronig ist in Genf aufgewachsen; ihre Eltern stammen aus der Region Brig-Naters, zügelten jedoch nach der Ausbildung in die Romandie. Nach der Matura studierte sie an der Hochschule St. Gallen Wirtschaft und absolvierte Austauschjahre in Neuseeland und Peru. Dann trat sie in den diplomatischen Dienst ein.

Der Zeitpunkt war günstig. Im EDA hatte Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) das Sagen, und sie gab jungen Diplomatinen damals den Vorzug. Dort arbeitete Kronig unter anderem im Team der Staatssekretäre Peter Maurer und Yves Rossier. Frühere Amtskollegen finden nur lobende Worte über die gebürtige Oberwalliserin. Vor drei Jahren wollte sie sich beruflich verändern; als die Stelle einer Leite-

rin Internationales beim BAG frei wurde, bewarb sich Kronig und bekam den Job.

Als im Frühjahr die erste Coronawelle über das Land schwappte, organisierte Kronig mit ihrer Mannschaft generalstabsmässig die Jagd nach einem Wundermittel. «Wir wollten von Anfang an möglichst breit vorgehen», erinnert sie sich. Teils sei man dabei auf Unternehmen zugegangen, teils habe man Beziehungen zu den Gesundheitsbehörden umliegender Länder und zur EU genutzt. Der Bund habe sich gleichzeitig auch an der von der Weltgesundheitsbehörde WHO mitgetragenen Covax-Initiative zur Beschaffung von Covid-19-Impfstoffen beteiligt. Über welche Kanäle man ging, hing laut Kronig von den Vakzinen ab, die man ins Auge fasste. «Für den Wirkstoff der Firma Astra Zeneca nutzen wir den Draht zur EU», so Kronig, die selber die Verhandlung mit der EU-Gesundheitsbehörde führte. All das lief unter Ausschluss der Öffentlichkeit ab; die BAG-Vizedirektorin war allenfalls ein paar eingeschworenen Verwaltungs- und Gesundheitsspezialisten ein Begriff.

Fehlende Feinabstimmung

Es war Bundesrat Alain Berset (SP), der seine Impfstoffjägerin in den Vordergrund rückte. Als der Gesundheitsminister am Mittwoch vor einer Woche über die Beschaffung der Coronavakzine und die dafür bereitgestellten 400 Millionen Franken informierte, gab er seiner Kaderfrau auffallend häufig das Wort, als wolle er mit Kronig der Öffentlichkeit eine neue Galionsfigur seines Krisenamtes präsentieren. Noch fehlt es aber etwas an der Feinabstimmung. Stolz verkündete nämlich Gesundheitsminister Berset, dass der Bund bei Pfizer/Biontech bereits eine bindende Reservation über drei Millionen Impfdosen vereinbart habe. Kronig, die als Experte in der ersten Reihe zugegen war, wirkte irritiert. Normalerweise kommuniziere das BAG erst, wenn die Verträge definitiv ausgehandelt seien, wie sie dann auch unbeeindruckt ausführte.

Trumpfieren mit der Weltwoche

Eines muss man dem Schwärmer Roger Köppel lassen:
Seine Treue zum abgewählten US-Präsidenten ist so absurd wie unverbrüchlich.

René Zeyer

Natürlich ist es bewusste Erregungsbewirtschaftung, wenn Roger Köppel vor den US-Wahlen von Trump schwärmen lässt: «Das Beste, was der Welt passieren kann. Warum man auf Trumps Wiederwahl hoffen sollte.» Man beachte den Indikativ beim ersten Modalverb. Dem folgte dann direkt vor der Wahl die staatsmännische Verklärung: «Seine grössten Erfolge, seine bittersten Niederlagen». Schliesslich in der extra um einen Tag verschobenen Ausgabe nach den Wahlen: «Trump's letztes Gefecht».

Schon vom Ansatz her falsch

Begleitet wurde das von bislang drei Editorials des Verlegers, Besitzers, Herausgebers und Chefredaktors. Über den «Erzföderalisten», der gar «Ideale hochhält, die in der Schweiz vergessen gingen». Leider ist aber zu befürchten, dass der schrecklich ungebildete Trump nicht mal weiss, was Föderalismus ist.

«Trump, im Felde unbesiegt», setzt Köppel seinen Kreuzzug für den Missverstandenen fort, «kein anderer US-Präsident der jüngeren Geschichte wurde brutaler und unfairer angegriffen». Hier hat Köppel leider Aktiv und Passiv verwechselt, eigentlich müsste es heissen: Kein anderer US-Präsident hat brutaler und unfairer angegriffen und ausgeteilt.

Schliesslich richtet der ehemalige Geschichtsstudent Köppel den Blick auf die Hinterlassenschaften: «Was von Trump bleibt». Bevor er das anspricht, muss er aber zunächst der übrigen Journaille mal wieder die Knöpfe reintun. Sie labere davon, dass Trump ein schlechter Verlierer sei. Das sei natürlich schon vom Ansatz her falsch, da er noch gar nicht verloren habe.

Die Demokraten seien hingegen die schlechtesten Verlierer überhaupt, die hätten 2016 schon den Wahlsieg von Trump nie akzeptiert. Diese Behauptung ist allerdings so belegfrei wie die Behauptungen von Trump, dass ihm durch massive Wahlfälschungen der sichere Sieg gestohlen worden sei.

Auch wenn immer wieder bei insgesamt rund 150 Millionen Stimmzetteln der eine oder andere nicht über jeden Zweifel erhaben sein mag

und auch menschliche Irrtümer natürlich nicht ausgeschlossen werden können: Eine bislang ausgezählte Differenz von über fünf Millionen Stimmen kann nicht wegprozessiert werden. Ebenso wenig helfen die unzähligen Eingaben, Beschwerden und unbelegten Behauptungen, dass dort ein paar Tote abgestimmt hätten, hier ein paar Briefwahlstimmen zu spät in die Auszählung geschmuggelt worden seien.

Auch Köppel tischt ein paar solche Räuberpistolen auf. Die Republikaner hätten sich den Zugang zu einigen Stimmlokalen gerichtlich erstreiten müssen. Als ob deren Abwesenheit, die ebenfalls belegfrei behauptet wird, die Wahlbehörde, die Auszähler, unter denen ungefähr gleich viele Republikaner wie Demokraten vorhanden sind, zu wilden Fälschungsorten hätte animieren können.

Aber das alles ist ja Pipifax im Vergleich zum einmaligen Verhalten Trumps, der weder seine Wahlniederlage anerkennt noch seinem Nachfolger auch nur im Geringsten bei einer geordneten Amtsübergabe helfen will. Aber für Köppel, den Schwärmer, ist er «wie ein Westernheld aus diesen alten Filmen von John Ford». Da kann es nur einen geben: «So ein John Wayne der Politik ist Trump.»

Ein sehr verwegener Vergleich. Wayne war zwar Rechtsausleger und Rassist, aber damit hören die Ähnlichkeiten mit Trump auch



schon auf. Wayne war vor allem – ein fundamental wichtiger Charakterzug – zur Selbstironie fähig. Das bewies er in seinem letzten Western, «The Shootist», in dem er, selbst schon vom Krebs gezeichnet, einen krebskranken Revolverhelden spielt, der in der Strassenbahn, mit untergelegtem weichem Kissen auf den harten Holzbänken, zu seinem letzten Duell fährt.

Zudem spielte Wayne fast immer den zwar raubeinigen, aber moralisch gefestigten Helden, der klare Prinzipien hat und den Schwachen gegen die Übermächtigen beisteht. Das alles gehört nun nicht zum Kernbereich der Persönlichkeit von Trump.

Ohne Rücksicht auf Verluste

Die siebzig Millionen Amerikaner, die Trump gewählt haben, «sehnen sich weiterhin nach ihrem Helden. Sie werden nicht verschwinden», fühlt sich Köppel eins mit ihnen. Auch hier täuscht er sich. Amerikaner bewundern Helden, das stimmt. Aber sie verachten schlechte Verlierer. Seine Wähler lassen ihm offenbar alles durchgehen, sein katastrophales Versagen bei der Pandemie, deren baldiges und spurloses Verschwinden er zunächst ankündigte. Sein erratisches Verhalten in der Aussenpolitik. Seine ständigen Lügereien. Selbst seine Frisur.

Aber jemand, der verbohrt und mutwillig versucht, die wenigen stabilen US-Institutionen und Abläufe zu sabotieren, jemand, der behauptet, er habe gewonnen, was er selbst nach köppelscher Logik nicht sagen kann, da ja noch kein offizieller Sieger feststeht; wer bislang den Eindruck erweckt, dass man ihn mit Waffengewalt aus dem Weissen Haus holen müsste, wer in den letzten Tagen seiner Amtszeit die Militärspitze vom Verteidigungsminister abwärts feuert und durch unerfahrene, aber loyale Trump-Fans ersetzt, der wird damit nicht lange Sympathiepunkte behalten.

Aber immerhin, einen unverbrüchlichen Anhänger, der sich ohne Rücksicht auf Verluste für ihn in die Bresche wirft, den hat er.

René Zeyer betreibt Zackbum.ch, eine Plattform für Medienkritik, wo dieser Text erstmals erschienen ist.

Etappensieg der EU-Freunde

Der Bundesrat treibt die Schweiz beim Rahmenabkommen ohne Not in die Enge.



Ist es Unvermögen oder Kalkül? Kann es der Bundesrat nicht besser, oder begeht er bewusst verhandlungstaktische Fehler, um die Schweiz zum Rahmenvertrag mit der EU zu drängen? Vor wenigen Tagen gab die Landesregierung bekannt, dass sie nochmals das Gespräch mit der EU-Kommission suchen wolle – sobald man in Brüssel erreichbar sei, wie ihr Sprecher sagte. Wie höflich von unserem Bundesrat. Leider steht zu befürchten, dass bei diesen Nachverhandlungen nichts Besseres für die Schweiz herauskommen wird, denn über die wirklich wichtigen Weichenstellungen will der Bundesrat offenbar nicht reden.

Als Journalistin, die nie ein internationales Abkommen ausgehandelt hat, ist es natürlich einfach, Kritik zu üben. Doch wenn man sieht, worum es beim Rahmenvertrag ursprünglich ging, kann man das Ergebnis nicht anders als ungenügend bezeichnen. Am Anfang stand der Wunsch der Schweiz, die Beziehungen zur EU auf eine solide Grundlage zu stellen und den Dialog zu pflegen. Herausgekommen ist aber ein Vertrag, der erstens dem Land einen massiven Souveränitätsverlust bringt, weil es EU-Recht künftig verbindlich übernehmen müsste, der zweitens aufgrund der erweiterten Guillotine-Klausel faktisch unkündbar ist und der drittens im Streitfall den Europäischen Gerichtshof als letzte Instanz vorsieht (welche Vertragspartei kommt auf die Idee, sich dem Gericht der Gegenpartei zu unterstellen?).

Den Bundesrat, so scheint es, ficht dies alles nicht an, er will mit der EU nur noch über den Lohnschutz, die Unionsbürgerschaft und staatliche Beihilfen reden, die im Vergleich

dazu zweitrangig sind. Der frühere Diplomat Paul Widmer kritisierte jüngst im *Tages-Anzeiger*, dass der Bundesrat damit in eine Falle tappe: Die EU werde sich gnädig zeigen und einlenken, womit der Bundesrat, wenn er das Gesicht wahren wolle, das Abkommen unterzeichnen müsse und nicht mehr mit anderen Forderungen aufwarten könne. Genau so dürfte es kommen, die paar Konzessionen zugunsten der Schweiz kosten die EU nicht viel.

Andere Regierungen verlieren andauernd ihr Gesicht, erfüllen ihre Verpflichtungen lausig.

Doch handelt es sich dabei wirklich um eine Falle? Oder ist es nicht vielmehr genau das Ziel der EU-Freunde in der Landesregierung und in der Bundesverwaltung, der Schweiz den Rückzug möglichst zu verbauen? Jener Kräfte also, die vernünftiger Lösungen zum Rahmenvertrag – und die gibt es sehr wohl – stets vom Tisch wischten mit der Behauptung, dass die EU dafür nicht zu haben sei?

Offen ist, wie sich das Parlament verhalten wird. Zum Teil ist zwar markige Kritik am Rahmenabkommen zu hören, auch ausserhalb der SVP-Reihen. Allein, die Erfahrung lässt vermuten, dass die Protestler schnell verstummen werden, wenn es darum geht, Farbe zu bekennen. Die Ratslinke sehnt sich ohnehin nach Europa, und die Mitte ist verbreitet defätistisch eingestellt und hält Widerstand gegenüber der EU für zwecklos. Zusammen mit den frei-

sinnigen Rahmenabkommen-Turbos stellen sie die Mehrheit. Befeuert wird das Ganze von Journalisten, bei denen man mitunter den Eindruck hat, sie stünden auf der Lohnliste des Aussendepartements oder Brüssels.

In der Politik sollte man mit Pathos zurückhaltend sein, doch hier ist es für einmal am Platz: Der Rahmenvertrag wäre eine Zäsur in unserer Geschichte. Ist er erst einmal ratifiziert, führt kein Weg mehr heraus, denn bei einer Kündigung stünde die Schweiz praktisch mit leeren Händen da. Man sollte sich keine Illusionen machen: Der Vertrag ist keine Sicherung des bilateralen Wegs, wie es so schön heisst, sondern eine Übergangslösung für den EU-Beitritt. Ein Nein von Volk und Ständen zum Rahmenabkommen würde dies zwar glücklicherweise verhindern. Gleichzeitig dürfte damit aber auch eine längere Eiszeit in den bilateralen Beziehungen beginnen. Zieht der Bundesrat nicht noch vorher die Reissleine, erklärt den Vertrag als ungenügend und sucht nach einem gütlichen Ende, steuert die Schweiz auf eine Volksabstimmung zu, bei der sie nur verlieren kann.

Bleibt die Sache mit der Gesichtswahrung. Tatsächlich wäre es für den Bundesrat peinlich, der EU, nachdem er ihr so lange Hoffnungen gemacht hat, einen Korb zu geben und sie auf einen Neuanlauf zu verträsten. Handkehrum sollte man die Dinge auch nicht überhöhen: Andere Regierungen verlieren andauernd ihr Gesicht, halten ihre Versprechen nicht, erfüllen ihre Verpflichtungen lausig. Doch im Unterschied zur Schweiz entwickeln sie deswegen keine gröberen Komplexe.

Struwwelpeters Lady Macbeth

Cherchez la femme: Carrie Symonds ist die starke Frau an der Seite Boris Johnsons. Jetzt scheint sie gerade seine Regierung auszuräumen. Ob das gut kommt?

Rolf Hürzeler

Eine Schachtel in den Händen, einen Rucksack an der Schulter und eiligen Schrittes: So hat Dominic Cummings den Sitz des britischen Premierministers, die Londoner Downing Street 10, verlassen – ein bisschen wie ein Dieb. Cummings war der einflussreichste Berater von Boris Johnson. Er hatte während der letzten Jahre die gesamte Geistesarbeit geleistet, die seinem Chef zu mühsam war, und buchte politische Erfolge – Brexit und Gewinn der Unterhauswahlen inklusive.

Seinen unfreiwilligen Abgang initiierte nun ein Nichtregierungsmitglied – Carrie Symonds. Sie ist die Verlobte Johnsons und die Mutter seines jüngsten Sprösslings, Wilfred Lawrie Nicholas. Sie habe einen «Mini-Coup» inszeniert, schrieb die Zeitung *Daily Mail* und heftete ihr das Etikett «Lady Macbeth» an. Im Klartext heisst das, sie sei eine machtverliebte Intrigantin, die keine Skrupel kenne, ihre persönlichen Interessen durchzusetzen. Tatsächlich lässt sich Cummings' Entlassung mit einem elisabethanischen Drama vergleichen, in dem sich Weltansichten entgegenstehen: Symonds und Cummings stehen für die Rivalitäten, unter denen die Konservative Partei seit Jahrzehnten leidet – vulgo zwischen den Weicheiern und den Hartgesottenen.

Der Konflikt entzündete sich, als Johnson mit Lee Cain einen neuen Stabschef installieren wollte und dabei vergass, seine Lady Symonds zu fragen. Cain, muss man wissen, ist der Buddy von Cummings und wie dieser ein Schreck des Partei-Establishments, dem Symonds ihrerseits verpflichtet ist. So intervenierte sie erfolgreich bei ihrem Allerliebsten, dem Premierminister, gegen Cains Beförderung. Der Verschmähte zog Leine und verliess die Downing Street beleidigt.

Symonds' Triumph

Cummings dagegen gab an, bis Ende Jahr auszuharren, weil Grossbritannien bis dann definitiv unabhängig von der EU sei und er somit seine



Triumph total: Beraterin Symonds (l.), Politiker Johnson.

Mission erfüllt haben werde. Wie das politische Leben so spielt, kam es nicht so weit. Schon einen Tag nach Cains Weggang musste Cummings die Kiste unter den Arm nehmen und sich den Rucksack aufschnallen – Symonds' Triumph war total. Mit Cummings' Exit von der Bühne ist eine der wichtigsten Figuren der Ära Johnson Vergangenheit.

Der Eklat rückte die erst 32-jährige Symonds erstmals ins politische Rampenlicht. Sie stammt aus einer liberalen Journalistenfamilie. Ihr Vater war Mitgründer der Zeitung *The Independent*. Symonds arbeitete in ihrem ersten Job als Medienbeauftragte bei den Konservativen, und sie unterstützte Boris Johnsons Wahlkampf um das Bürgermeisteramt 2010. Später stand sie als politische Helferin Sajid

Javid zur Seite. Er war der kurzzeitige Finanzminister, der letzten Februar seinen Posten räumen musste – ausgerechnet nach einem Machtkampf mit Cummings. Nach einem neuerlichen Medienjob bei den Konservativen verliess Symonds die Parteizentrale und engagierte sich seither für die Umwelt. Sie bekennt sich bei jeder Gelegenheit als Tierfreundin und ist Senior Advisor bei der NGO Oceana, die sich dem Schutz der Meere verschrieben hat.

Vor allem aber gewann Symonds das grosse Herz von Boris Johnson, in dem vor ihr allerdings schon viele Frauen Platz gefunden hatten. Die beiden kamen sich vor drei Jahren näher, als Johnson im Kabinett von Theresa May Aussenminister war. In diesem Amt brillierte er zwar keineswegs, dafür leistete er erfolgreich persönliche Beziehungsarbeit. Jedenfalls trennte sich der verliebte Johnson von seiner zweiten Frau, der Rechtsanwältin Marina Wheeler, mit der er vier Kinder hat. Die Scheidung im letzten Winter kostete ihn ein kleines Vermögen; Carrie scheint es ihm wert gewesen zu sein, zumal Schmalhans noch nicht an der Downing Street regiert. Im September wurde sie am Comersee gesichtet, wo sie im «Grand Hotel Tremezzo» – vis-à-vis von Bellagio – mit Baby Wilfred und ihren Freundinnen die südliche Sonne genoss. Das waren die letzten Tage, an denen Cummings Ruhe vor ihr hatte.

Seine Verdienste für die Konservativen im Allgemeinen und Boris Johnson im Speziellen sind laut Christopher Hope vom *Daily Telegraph* «nicht hoch genug einzuschätzen». Strategie Cummings setzte nach dem Zickzackkurs von Theresa May endlich eine klare Linie durch. Mit der Parole «Let's get Brexit done» setzte er den Austritt aus der EU und schaffte den grossartigen Sieg der Konservativen in der letztjährigen Unterhauswahl mit einer Mehrheit von achtzig Sitzen. Um diese Ziele zu erreichen, schickte er kurzerhand den linken Parteiflügel

ins Fegefeuer. Unterhausabgeordnete, die den Brexit ablehnten, hatten bei den Tories nichts mehr verloren.

All das schmerzte traditionelle Tory-Aktivistinnen wie Carrie Symonds. Sie steht für die weiche Seite der Partei oder die «wets», wie Margaret Thatcher diese Parteifreunde einst verächtlich nannte. Umso mehr freute sich Symonds, als sich Cummings im ersten Lockdown einen Fauxpas leistete. Trotz Covid-19-Symptomen fuhr er wegen einer Familienangelegenheit per Auto in das heimatliche Durham, fast 400 Kilometer nördlich von London. Damit gönnte er seinen Gegnern das politische Geschenk, das sie brauchten, um gegen den bis anhin Unantastbaren vorzugehen. Er musste sich im Garten von Downing Street vor der versammelten Presse für seinen Exkurs erklären. Für Symonds war klar, dass die Tage von Cummings an der Seite ihres Mannes gezählt waren.

Allerdings ging es nicht so schnell, wie sie es sich wohl gewünscht hatte, denn Johnson stellte sich zuerst vor ihn. Er brauchte seinen Chefstrategen, der ihn perfekt ergänzte: So liebt der Premier spektakuläre Auftritte in der Öffentlichkeit; er scheut Konflikte im Grunde seines Herzens, und er will geliebt werden. Auch wird ihm kein Eifer beim gouvernementalen Papierkram

nachgesagt; unter übermässigem Fleiss leidet Johnson jedenfalls nicht. Ganz im Gegensatz zum Arbeitstier Cummings: Dieser braucht seine täglichen Konflikte wie das Jogging im Regent's Park und schiesst eher einmal zu viel als zu wenig auf politische Gegner, sofern sie sich als Zielscheibe anbieten.

Krach in der Südlondoner Wohnung

Gerade das tat Carrie Symonds nicht. Das Privileg, mit dem Premier die privaten Gemächer in Downing Street 10 zu teilen, machte sie mehr oder weniger immun. Mehr noch; sie zeigt beachtliche Stärke in der Beziehung mit Johnson. So kam es vor seiner Amtsübernahme zu einem Eklat zwischen den beiden, wie der *Guardian* genüsslich berichtete. Ein besorgter Labour-Aktivist alarmierte vorsorglich die Polizei, als er Zeuge eines Krachs in der Südlondoner Wohnung von Symonds wurde. Sie soll ihren Liebsten mit Worten wie «Weg von mir» und «Verlasse meine Wohnung» angeschrien haben. Der besorgte Labour-Mann sah sich deshalb gezwungen, die Polizei zu avisieren, angeblich, um häusliche Gewalt zu verhindern.

Nach einer Version der Geschichte lagen sich Symonds und Johnson wieder in den Armen, als die Bobbys in zwei Einsatzwagen angedüst

kamen; in einer weniger süssen Variante hatten sie sich zumindest beruhigt. Als die BBC-Kommentatorin Laura Kuenssberg Johnson Tage später auf den Zwischenfall ansprach, gab er sich reuig: «Ich rede nicht über Menschen, die ich liebe.»

Bleibt für Johnson zu hoffen, dass ihm die mehr als zwanzig Jahre Jüngere weiterhin zusetzen bleibt. Mit anderen hat er es nämlich in den Monaten nach seinem Wahlsieg gründlich verdorben. Der rechte Parteiflügel um das einflussreiche 1922-Komitee im Unterhaus setzte auf Johnson als Hoffnungsträger der reinen Lehre, sah sich jedoch bald in ihm getäuscht. Johnson kriegt das Coronavirus politisch und persönlich nicht los und agiert kopflos; nach seiner fatalen Erkrankung im Frühjahr sitzt er erneut in Quarantäne. Er verfolgt zwar bis jetzt eine harte Brexit-Linie gegenüber der EU. Ansonsten wandte er sich der politischen Mitte zu, mit einem markanten Wachstum der öffentlichen Ausgaben oder einer aktivistischen Umweltpolitik, wie dem Begrünen von Fluren, die die Schafe in 500 Jahren leer gefressen hatten. Unter diesen Vorzeichen wird es Cummings kaum geschmerzt haben, seine Sachen zu packen. Er hätte ohnehin nicht mehr viel ausrichten können an der Downing Street.

Bindella
la vita è bella

Che bello
Brunello! Saft,
Kraft, Eleganz –
ein echter
Königswein.



Jetzt bestellen: bindella.ch



«Stoppt den Diebstahl!»

In der Wahlnacht sind offenbar massenweise Wahlzettel aufgetaucht. Sie gingen zu 100 Prozent an Joe Biden. Trumps Anwälte nehmen die Wahlmaschinen der Firma Dominion ins Visier.

Urs Gehriger

Washington, D.C.
Nach Tagen bleierner Ruhe kommt Bewegung auf am Horizont. Aus allen Himmelsrichtungen strömen Heerscharen in die Hauptstadt. Sie kommen, um Präsident Donald Trump, der sich seit den Wahlen im Weissen Haus verbarrikadiert hat, lauthals ihre Unterstützung zu bekunden. Neben vier-schrötigen Farmern sind viele Latinos und Asiaten da. Ricky Rebel aus Los Angeles, der Tom Hanks seine Stimme in «Apollo 13» geliehen hat, führt mit blondierter Mähne die LGBTQ-Fraktion für Trump an. Schwarze Rapper aus Pennsylvania singen: «I just bought another gun and ain't nobody takin' it.»

Es ist ein Bild so bunt und divers wie die amerikanische Gesellschaft. Viele von ihnen hatten vor Trump keinem Republikaner die Stimme gegeben (siehe Seite 23). Die Medien bezeichnen sie mit despektierlichem Mitleid als verblendete Opfer eines von Narzissmus trunkenen Präsidenten. Deppen, die noch immer nicht begriffen haben, dass das Spiel aus ist.

Doch jeder hier ist überzeugt, dass bei den Wahlen getrickst wurde. «Stop the steal!», skandieren sie, als sie zu Zehntausenden wütend, aber friedlich zum Obersten Gerichtshof marschieren. «Wenn sie meine Stimme stehlen, was bleibt mir dann noch übrig?», fragt stellvertretend Tim, Automechaniker aus Dayton, Ohio.

Zweifel gab es schon früher

Ein paar hundert Meter vom Supreme Court entfernt hat die Heritage Foundation ihren Sitz. Wahlbetrug sei «nicht annähernd so selten, wie viele Menschen gerne glauben würden», so Hans von Spakovsky, Wahlexperte beim konservativen Think-Tank. Heritage hat eine Datenbank angelegt mit 1298 Fällen von erwiesenem Wahlbetrug aus den letzten gut dreissig Jahren. Die sprunghafte Zunahme der Briefwahl im Zuge der Corona-Pandemie habe dieses Jahr Tür und Tor für Wahlbetrug geöffnet, ist von Spakovsky überzeugt.

Offenbar hat sich in sich in der Wahlnacht Seltsames ereignet. Trump lag in einigen Swing-

States zuerst vorne. In den Morgenstunden wurde die Zählung ausgesetzt. Als sie nach paar Stunden wieder aufgenommen wurde, lag Biden an der Spitze. In Wisconsin waren plötzlich 140 000 Wahlzettel aufgetaucht. Ähnliches in Michigan. Dort wurden 100 000 Stimmen «gefunden». In beiden Fällen wurden sie zu 100 Prozent für Biden ausgewiesen. So dreist fälschte nicht einmal Saddam Hussein.



«Korrumpierte Maschinen»: Trump-Anwalt Giuliani.

Trump's Anwalt Rudy Giuliani glaubt den Grund für die Ungereimtheiten gefunden zu haben. Sie zielen in die Herzkammer des Wahlprozederes. «Korrumpierte Maschinen» hätten Millionen von Stimmen für Trump gelöscht und so Biden zum vermeintlichen Sieg verholfen.

Gemeint sind die Wahlmaschinen der kanadischen Firma Dominion, die in den USA seit einigen Jahren zum Einsatz kommen. 2020 wurden Dominion-Maschinen in 28 Staaten eingesetzt, unter anderem in den *battleground states* Arizona, Nevada, Pennsylvania, Michigan und Wisconsin, wo Biden die entscheidenden Elektorenstimmen holte, die ihm den Sieg sicherten.

Dominion dementiert die Vorwürfe der Stimmenmanipulation vehement. Doch in der Vergangenheit wurden mehrfach Zweifel an der Zuverlässigkeit ihrer Maschinen laut. In Texas wurde deren Zulassung von der Generalstaatsanwaltschaft wegen Nichteinhaltung grundlegender Sicherheitsstandards dreimal abgelehnt. Der *Guardian* veröffentlichte letztes Jahr

eine Rechercheserie über Wahlautomatenfirmen unter dem Titel: «Sie denken, sie stehen über dem Gesetz». Zu den «privaten Anbietern, die kaum kontrolliert werden und Informationen geheim halten», gehöre auch Dominion.

Die meisten Medien bezeichnen die neusten Anschuldigungen des Teams Trump als kompletten «Unsinn». Sie verweisen auf Aussagen von Trumps eigener Regierung. In einer Erklärung vom 12. November erklärte die Cybersecurity and Infrastructure Security Agency: «Es gibt keine Beweise dafür, dass irgendein Wahlsystem Stimmen gelöscht oder verloren hat, Stimmen geändert hat oder in irgendeiner Weise kompromittiert wurde.»

Millionen Stimmen gefälscht?

Seither wollen Trumps Juristen Material gesammelt haben, die das Gegenteil belegen sollen. Im Normalfall funktionieren die Wahlmaschinen individuell. Will heissen, selbst wenn eine Maschine an einem Wahlort manipuliert würde, hätte dies auf alle anderen Maschinen keinen Einfluss. Ein Jurist des Giuliani-Teams teilte der *Weltwoche* mit, dass die elektronischen Wahlmaschinen zum ersten Mal miteinander vernetzt worden seien, so dass sie von einem Datenzentrum aus manipuliert werden konnten. Genau dies sei passiert. So seien Hunderttausende, ja Millionen von Stimmen gefälscht worden.

Bis dato liegen für diese erschütternden Anschuldigungen keine Beweise vor. Giuliani und sein Juristenteam machen geltend, sie hätten genügend Whistleblower, um den Fall zu belegen. Involvierte Berater und Techniker sowie ehemalige Angestellte von Dominion hätten eidestattliche Erklärungen unterzeichnet und seien bereit, über die Manipulationen auszusagen. Am 14. Dezember küren die Elektoren offiziell den neuen Präsidenten. Team Trump bleiben also noch knapp vier Wochen Zeit, um den Fall voranzubringen. Ein Wimpernschlag im Vergleich mit den vier Jahren der Obstruktionen, von Russia-Gate bis zum Impeachment, die Trumps Feinde dem Präsidenten in den Weg legten und die sich alle als haltlos erwiesen haben.

Preussens Monumente

Im Bewusstsein der meisten Bewohner ist Berlin eine geschichtslose Stadt.



Vor einigen Tagen nutzte ich einen sonnigen Herbstmorgen zu einem Gang längs der Monumente in der preussischen Mitte der Stadt. Das wiederaufgebaute Berliner Schloss, künftig Humboldt-Forum genannt, erstrahlt in hellem Sandstein, als sei es nie fort gewesen. Der Architekt Andreas Schlüter, der die Fassaden vor 300 Jahren errichtete, hätte seine Freude daran gehabt. Dagegen ärgern sich die altlinken Freunde des Palastes der Republik, der an dieser Stelle dreissig Jahre lang stand. Und es ärgern sich jene, die das Preussische an der Vergangenheit des vereinten Deutschland nicht mögen.

Auf der Schlossbrücke über die Spree leuchten die 150 Jahre alten Figuren der Bildhauer Schadow und Rauch mit Motiven aus der griechischen Antike. Ihre Bedeutung bleibt dem Betrachter rätselhaft, wenn er die Welt der griechischen Sagen nicht kennt.

Altrosa ist die Farbe des 300 Jahre alten Zeughauses – ein barocker Prachtbau gegenüber der Schlossbrücke. Zu DDR-Zeiten befand sich dort das zentrale Geschichtsmuseum, das eine kommunistische Weltansicht vermitteln sollte. Heute beherbergt es das bundeseigene Deutsche Historische Museum, das eine demokratische Weltansicht vermitteln soll. Es schliesst demnächst seine Pforten für eine Generalsanierung und soll erst 2026 wiedereröffnet werden. Bis dahin soll die historische Dauerausstellung neu konzipiert sein. Man darf neugierig sein, welches Deutschlandbild dann vermittelt wird.

In der letzten grossen Ausstellung vor der Corona-Pandemie ging es um die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt. Der eine war vor 200 Jahren ein grosser Bildungs-

reformer, der das deutsche Gymnasium mitsamt Abitur erfand und die Voraussetzungen für die Weltgeltung der deutschen Universitäten schuf. Der andere war ein grosser Naturforscher.

Die übersichtlichen Texte zu den Exponaten gab es nicht nur in Deutsch und Englisch, sondern auch in «leichter Sprache». Das ist ein Kunstidiom, welches in amtlichen und halbamtlichen Verwendungen in Deutschland immer weiter vordringt. Es zeichnet sich durch kurze Sätze, einen sehr beschränkten Vokabelschatz und in der Folge durch eine schlichte Gedankenführung aus, weil komplexe Inhalte so nicht darstellbar sind. Der Bedarf ist offenbar gegeben, denn nach den jüngsten Pisa-Zahlen können in Deutschland rund 20 Prozent der 15-Jährigen einfache Texte nicht sinnerfassend lesen.

Ich gehe weiter in Richtung des Brandenburger Tores. Zur Rechten die Neue Wache, vor 200 Jahren von Karl Friedrich Schinkel errichtet. Am 2. Oktober 1990 zog dort kurz vor 24 Uhr die letzte Wache der Volksarmee im preussischen Stechschritt ab. Jetzt ist die Neue Wache «Gedenkstätte für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft». Kein Soldat nirgends, und im Innenraum steht eine Plastik von Käthe Kollwitz, «Mutter mit totem Sohn».

Zur Linken glänzt in Altrosa die jüngst sanierte Staatsoper, erstmals errichtet vor 275 Jahren von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff. Seitdem dreimal zerstört und wiederaufgebaut. Hier wirkt der Dirigent Daniel Barenboim, und sie ist das kulturelle Aushängeschild der Stadt.

Rechts folgt das 260 Jahre alte Hauptgebäude der Humboldt-Universität, ursprünglich als

prinzliches Palais erbaut. Dort lehrte vor 200 Jahren Friedrich Hegel seine Geschichtsphilosophie. In der Gegenwart werden dort der Historiker Jörg Baberowski und der Politologe Heribert Münkler, beide renommierte Grössen ihres Fachs, von linksradikalen Studenten gemobbt, ohne dass die Hochschulleitung eingreift.

Fünfundzig Meter weiter steht das 160 Jahre alte Reiterstandbild Friedrich des Grossen, erschaffen vom Bildhauer Christian Daniel Rauch. 1950 wurde es auf Beschluss der SED-Stadtregerung abgebaut und 1980 auf Befehl Erich Honeckers wieder aufgebaut. Von den Zeitläuften unberührt, reitet der Alte Fritz fortwährend in die Ferne. So viel Stoizismus hat man nur, wenn man aus Bronze gegossen ist.

Ich passiere die Prachtbauten der preussischen Staatsbibliothek und der russischen Botschaft und stehe schliesslich auf dem Pariser Platz vor dem Brandenburger Tor. Vor 230 Jahren wurde es vom Architekten Carl Gotthard Langhans nach dem Vorbild der Propyläen im antiken Athen errichtet. Das Brandenburger Tor war das Symbol des geteilten Deutschlands und später der deutschen Einheit. Die Grundschule in Charlottenburg, an der meine Frau unterrichtete, liegt sieben Kilometer westlich davon. Im Mathematikbuch des dritten Schuljahrs war das Brandenburger Tor abgebildet. Die Kinder kannten weder den Namen noch das Gebäude.

Im Bewusstsein der meisten Bewohner ist Berlin eine geschichtslose Stadt. Die preussischen Monumente und ihre Geschichte sind für Nostalgiker und Touristen. Echte Berliner, seien sie deutsch oder migrantisch, haben damit nichts am Hut.

«Man hat mich gern, weil ich nie etwas Böses gemacht habe»

Der 83-jährige Entertainer Roberto Blanco hat seit 25 Jahren den Schweizer Pass. Ein Gespräch über Glück, Heimat, Spass in schwierigen Zeiten und sein Comeback.

Thomas Renggli

Ermatingen am Bodensee. Roberto Blanco hat das «Restaurant Krone» als Treffpunkt vorgeschlagen: «Hier gibt es den besten Fisch.» Der ewige Schlagerstar, 83, kommt mit jugendlichem Elan und seiner Ehefrau Luzandra Strassburg, 43, ins Lokal. Er trägt einen knallgelben Pullover, lächelt herzlich und verströmt das, wofür er immer bekannt war: gute Laune und Lebensfreude.

Am Nebentisch stecken die Gäste die Köpfe zusammen. Alle kennen den grossgewachsenen Mann – und vermutlich können viele sein berühmtestes Lied nachsummen: «Ein bisschen Spass muss sein». Blanco bestellt Tomatencremesuppe und Eglifilet, dazu eine Stange Bier: «Wie ein echter Schweizer.»

Weltwoche: Herr Blanco, Sie wurden in Tunesien geboren. Ihre Eltern waren Kubaner. Sie wuchsen in Beirut und Madrid auf, wurden in Deutschland zum Star und leben in der Schweiz. Wo ist für Sie Heimat?

Roberto Blanco: Meine Heimat ist, wo ich wohne, wo meine Frau lebt, wo ich meine Möbel habe. Aber vom Herzen her bin ich Europäer. Eigentlich ist die ganze Welt meine Heimat. Mein Haus ist Europa, und mein Wohnzimmer ist momentan die Schweiz.

Weltwoche: Jetzt sind Sie wohl oft in Ihrem Wohnzimmer?

Blanco: Ja, in dieser Zeit gehe ich nur raus, wenn ich muss. Einmal war ich während der Pandemie kurz in Deutschland für einen Werbeauftritt und für Interview-Termine. Man hat mich abgeholt und wieder zurückgebracht. Aber sonst wurde alles abgesagt. Ich hätte beispielsweise mit Dieter Hallervorden in Berlin Theater spielen sollen. Abgesagt! So bleiben wir meistens in unserer Wohnung in Ermatingen. Alles, was während Corona passiert, bekomme ich nur am Fernsehen mit. Wir verlassen das Haus höchstens für einen Spaziergang. Ich bin sehr vorsichtig – mit 83 muss man vorsichtig sein. Ich sage immer: Man muss weiter leben, um weiterzuleben.

Weltwoche: Es heisst, Sie sprechen sieben Sprachen. Stimmt das?

Blanco: Klar. Ich bin schliesslich Weltbürger. Arabisch spreche ich beispielsweise, weil ich im Libanon aufgewachsen bin. Von den Schweizer Landessprachen beherrsche ich Deutsch, Französisch und Italienisch. Das Rätoromanisch kommt vielleicht später noch dazu. (*Lacht*) Das Einzige, was mich *äs bitzli* stört, ist, dass Deutschschweizer mit mir oft *Schwiizertütsch* sprechen wollen. Darin bin ich nicht gut.

Weltwoche: Wie kamen Sie in die Schweiz?

Blanco: Das war 1952, als ich in Madrid studierte. Mein Vater arbeitete als Variété-Künstler in Genf und Lausanne. An einem Abend kam ich mit dem Pianisten ins Gespräch und erzählte ihm, dass ich alle Schlager kenne und gerne singe. Plötzlich hielt er mir das Mikrofon hin: «Roberto, probier mal was!» Ich sang «Only You» von The Platters. Zufällig stand die

«Wenn ich geflirtet habe, fragte ich die Frauen jeweils: «Magst du Negerküsse?»»

Chefin des Cabarets im Saal und hörte zu. Sie war begeistert und sagte, dass ich unbedingt im Klub mit auftreten müsse. Sie rief meinen Vater an: Ich sei ab sofort Teil der Show. Mein Vater stotterte nur noch: «Was, Roberto singt?» Der Pianist kümmerte sich um die Arrangements von drei Songs, und die Tochter der Chefin ging mit mir einkaufen – einen dunklen Anzug, eine Krawatte und zwei weisse Hemden. So begann meine Show-Karriere.

Weltwoche: Und dann legten Sie sich auch Ihren Künstlernamen zu?

Blanco: Ich bitte Sie. Blanco ist kein Künstlernamen, sondern der Name meiner wunderbaren Mutter – Mercedes Blanco. Udo Jürgens hiess ursprünglich Jürgen Udo Bockelmann. Roy Black hiess Gerhard Höllerich. 90 Prozent der Musiker haben einen Künstlernamen, aber niemand fragt sie, weshalb. Aber mich fragt man. Dabei ist Blanco im spanischen Sprachraum als Name so geläufig wie Schwarz oder Weiss hier – oder Green in Grossbritannien oder in den USA. Ich wurde

als Roberto Zerquera geboren. Das ist ein schöner Name, aber schwer auszusprechen. Blanco passt genau. So habe ich den Namen meiner geliebten Mutter übernommen. Und er hat mir Glück gebracht – viel Glück.

Weltwoche: Sie besitzen seit 25 Jahren den Schweizer Pass. Was bedeutet er Ihnen?

Blanco: Ich habe 1966 meine erste Frau, die Schweizerin Mireille, geheiratet. Mein Vater organisierte die Hochzeit und sagte mir: «Roberto, du musst nur noch ja sagen.» Mein Vater heiratete übrigens später Mireilles Schwester Irene. Deshalb war Mireille plötzlich auch meine Stieftante. Aber zurück zu Ihrer Frage: Mireille und ich lebten später in München. 1995 trafen wir den Schweizer Konsul, weil wir eine Formalität erledigen mussten. Dabei fragte mich der Konsul, ob ich nicht Schweizer werden möchte. Ich war ziemlich baff und dachte: «Ist hier eine versteckte Kamera?» Doch der Konsul erklärte: «Weil Sie schon so lange mit einer Schweizerin verheiratet sind, haben Sie das Recht dazu.» Ich war hochofret und zögerte nicht. Denn einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul. So hatte ich plötzlich drei Pässe: den kubanischen, den deutschen und den schweizerischen.

Weltwoche: In Kuba haben Sie nie gelebt?

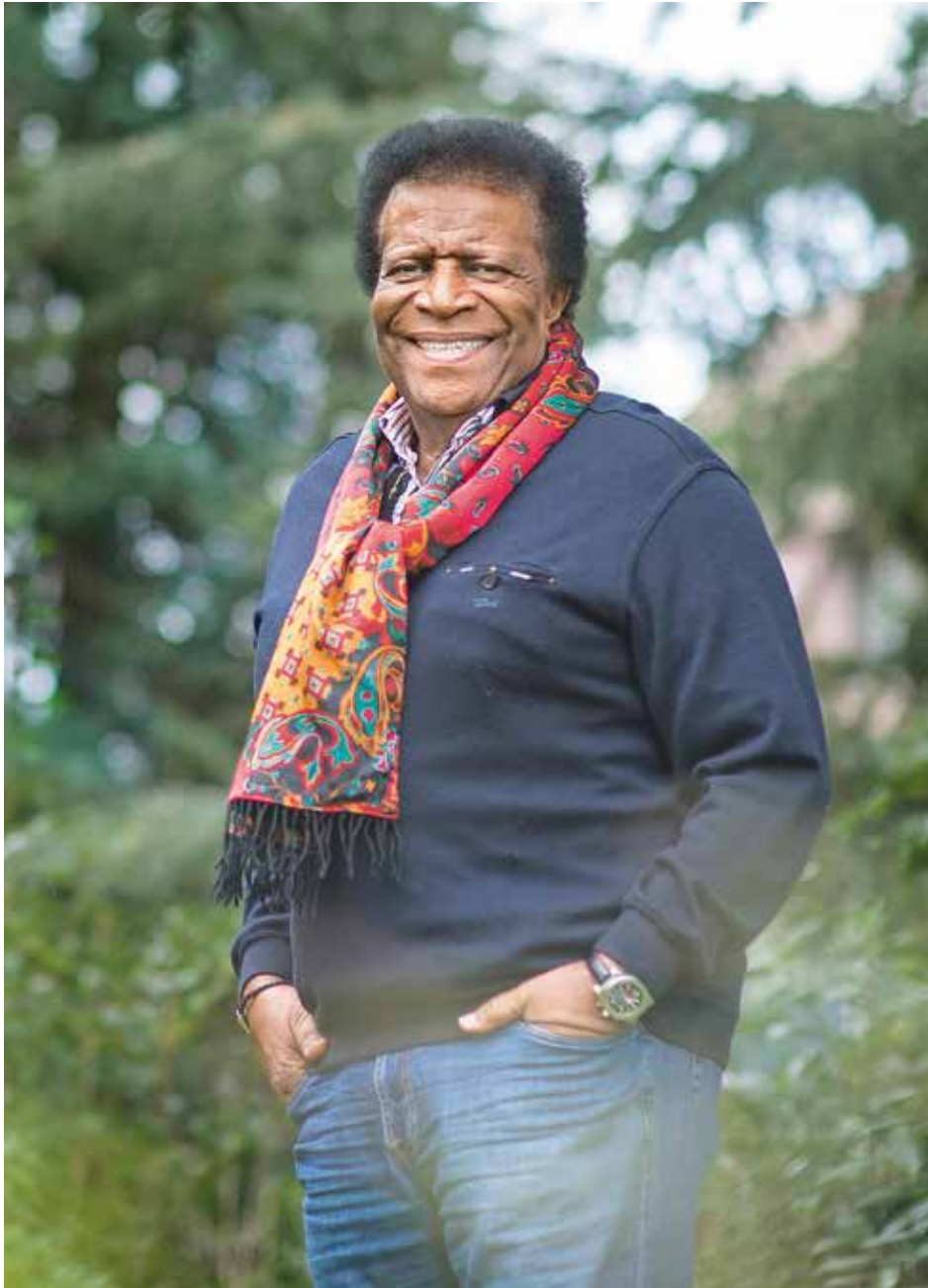
Blanco: Gelebt nicht. Aber ich war oft dort. Dort liegen meine Wurzeln. Meine heutige Frau Luzandra ist ebenfalls aus Kuba.

Weltwoche: Haben Sie Fidel Castro getroffen?

Blanco: Nein, aber seinen Bruder Raúl und einen seiner Söhne, Fidel Angel. Ich wollte Fidel kennenlernen – und ein Treffen war geplant, als ich zu einer Veranstaltung als Ehrengast nach Kuba eingeladen wurde. Aber da musste er plötzlich nach Moskau. Und ich frage mich heute noch: Weshalb sagte er diese Reise nicht ab, wenn er die grosse Chance hatte, mich kennenzulernen? (*Lacht*)

Weltwoche: Was hielten Sie von ihm?

Blanco: Er wird in der schweizerischen Wahrnehmung ungerecht bewertet. Castro hat viel Gutes gemacht. Niemand ist perfekt,



«Über Geschmack kann man nicht diskutieren – man muss ihn respektieren»:
Gute-Laune-Star Blanco, 83.

aber es gibt vieles, das für sein System spricht: In Kuba gibt es einige der besten Ärzte der Welt. Die Schulen sind umsonst. Die Universität ist umsonst. Bildung ist der Schlüssel zu allem im Leben. Schauen Sie nach Jamaika oder auf die Bahamas. Dort können viele Kinder weder lesen noch schreiben. Auf Kuba dagegen gibt es praktisch keinen Analphabetismus.

Weltwoche: Werden Sie auf Kuba erkannt?

Blanco: Manchmal. Aber auf Kuba bin ich weniger bekannt als hier. Vor allem jene Kubaner erkennen mich, die in der DDR studiert haben. Von denen gibt es einige. Zwischen der DDR und Kuba bestand ein reger Austausch.

Weltwoche: Es wird behauptet, dass Sie Ehrenmitglied der deutschen CSU sind.

Blanco: Das ist richtig. Die Idee kam aber nicht von mir, sondern vom damaligen bayri-

schen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauss. Ich war mit ihm befreundet und trat an einer grossen Veranstaltung der CDU/CSU auf. Nach meiner Gesangseinlage erreichte die Stimmung den Siedepunkt. Da rief ich ins Mikrofon: «Ich weiss, weshalb Sie mich engagiert haben: Wir Schwarzen müssen zusammenhalten!» Das war ein Knaller – der Spruch des Jahres. Und Strauss trat auf die Bühne, umarmte mich und machte mich zum Ehrenmitglied seiner Partei. Als viele Jahre später Bayerns CSU-Innenminister Joachim Herrmann mich in der Fernsehsendung «Hart, aber fair» einen «wunderbaren Neger» nannte, stürzten sich alle wie Geier auf ihn. Am nächsten Tag riefen mich unzählige Reporter an und wollten eine Skandalgeschichte über die «rassistische Beleidigung» machen. Ich aber sagte ihnen, dass

es Herrmann doch nicht böse gemeint hatte – und dass ich mich nicht beleidigt fühlte; nicht im Geringsten. Ich bin ein stolzer Farbiger.

Weltwoche: Sie gehen entspannt mit diesem Thema um. Essen Sie Mohrenköpfe?

Blanco: Selbstverständlich. Bevor Sie geboren wurden, habe ich schon Mohrenköpfe gegessen. Weshalb sollte mich dieser Ausdruck beleidigen? Ich wäre einzig froh, wenn die Fabrik Dubler mir gehören würde. (*Lacht*) In Deutschland gab es einen Schokoladeproduzenten, der Negerküsse verkaufte. Diese waren sehr beliebt – auch zu meinem Vorteil. Wenn ich geflirtet habe, fragte ich die Frauen jeweils: «Magst du Negerküsse?» Und sie sagten meistens: «O ja, ich liebe Negerküsse.» Davon habe ich schamlos profitiert. Wenn man heute die Mohrenkopf-Diskussion hört, denkt man, auf der Welt gebe es keine echten Probleme.

Weltwoche: Wurden Sie nie mit Rassismus konfrontiert?

Blanco: Nein. Im Internat in Beirut war ich der einzige Farbige – und stand deshalb immer im Mittelpunkt: im Kindertheater, im Kinder-Basketball-Team. Ich war überall sehr beliebt. Die Hautfarbe war damals kein Thema – alle behandelten einander gleich. Dasselbe galt in Madrid. Ich war ein guter Sportler: in der Leichtathletik, im Basketball, Handball und Volleyball. Deshalb wurde ich in Spanien immer wieder von reichen Familien eingeladen, weil mich die Töchter kennenlernen wollten.

Weltwoche: Wie ist es zu erklären, dass alle Roberto Blanco ins Herz geschlossen haben?

Blanco: Das müssen Sie jemand anders fragen. Aber ich glaube, man hat mich gern, weil ich nie etwas Böses gemacht habe. Ich bin freundlich zu den Menschen und lebe nach dem Motto: «Leben und leben lassen.» Was ich aber habe, sind sehr viele Neider – negative Neider und positive Neider.

Weltwoche: Wer sind Ihre negativen Neider?

Blanco: Die sieht man nicht. Die halten sich im Hintergrund. Aber leider sassen sie manchmal auch in wichtigen Positionen. 1976 moderierte ich die «Roberto Blanco Show» – mit bis zu 49 Prozent Marktanteil. 1980 erhielt ich die Sendung «Noten für zwei» – mit 59,5 Prozent Marktanteil und 17 Millionen Zuschauern. Und trotzdem gab es nach vier Folgen keine Fortsetzung. Das nenne ich negativen Neid.

Weltwoche: Und dennoch gelten Sie als personifizierte gute Laune. Gibt es ein Rezept, um «ein bisschen Spass» zu haben?

Blanco: Dieses Lied war in meinem Kopf, lange bevor ich es gesungen habe. Ich bin ein positiver Mensch, gehe mit einem Lächeln durchs Leben und möchte Spass haben. Gott sei Dank.

Weltwoche: Eigentlich müsste man dieses Lied heute wieder zur Hymne machen . . .

Blanco: . . . Genau. Deshalb sind wir auch dabei, eine neue Version einzuspielen. Und wir

drehen auch ein Video. Denn vom Original gibt es kein Video.

Weltwoche: Wann erscheint das Video?

Blanco: Wir arbeiten daran. Aber Covid-19 macht alles schwieriger. Corona-Zeit ist Bremszeit – man kann nicht zu viele Menschen zusammenbringen. Aber wir versuchen, mit individuellen Aufnahmen etwas zusammenzustellen. Wir wollen so schnell wie möglich damit rauskommen, um den Menschen etwas Spass zu bereiten. Wir möchten, dass die Menschen den Alltag wenigstens für einen Moment vergessen können.

Weltwoche: Einer Ihrer Hits trägt den Namen «Resi bring Bier» und ist eine Adaption des David-Hasselhoff-Hits «Crazy For You». Gibt es im deutschen Schlager eine Schmerzgrenze?

Blanco: Dieses Lied habe ich mit Tony Marshall gesungen. Es wurde von Jack White geschrieben – und wurde dann durch Hasselhoff auf Englisch interpretiert. Wir haben es fürs Oktoberfest wieder nach Deutschland gebracht. Aber Moment! Was heisst Schlager? Dieses Wort wurde in Deutschland erfunden. In Frankreich oder Grossbritannien gibt es keinen Schlager. Mein Beruf ist Sänger – egal, ob ich Jazz, Rock oder Klassik singe. Nur in Deutschland macht man den Unterschied zum

Schlagersänger. Wenn Sie aber bei britischen Popsongs mal genau hinhören, bemerken Sie, dass die Texte manchmal auch furchtbar sind. Aber keiner wagt, etwas zu sagen. Überall, wo Musik und Text gemacht werden, geht es um Geschmack. Da gab es beispielsweise den Song «My Baby Baby Balla Balla». Der wurde ein Riesenhit – aber niemand hat nach dem intellektuellen Niveau des Textes gefragt. Deshalb gibt es keine Grenzen.

Weltwoche: Was ist ein guter Song?

Blanco: Ein guter Song macht Stimmung und Geld. Und das Publikum entscheidet, ob ein Song gut ist. Das Gleiche gilt für «Ein bisschen Spass muss sein» oder «Der Puppenspieler von Mexiko». Das waren meine grössten Hits – weil sie positiv sind und die Menschen fröhlich machen. Aber über Geschmack kann man nicht diskutieren – man muss ihn respektieren.

Weltwoche: Apropos Geschmack. Das gilt auch fürs Fernsehprogramm.

Blanco: Genau. Nehmen wir «Big Brother», wo sich die Zuschauer daran ergötzen, wenn jemand nackt duscht oder zwei miteinander schlafen. Ist das ein Programm? Ist das Show? Oder das «Dschungelcamp». Hat das etwas mit gutem Geschmack zu tun? Jeder muss für sich selber die Antwort finden.

Weltwoche: Sie liessen sich nie für solche Reality-Formate verpflichten?

Blanco: Nein. Obwohl ich immer wieder gefragt wurde. Vor zwei Jahren hat man mir 300 000 Euro netto für acht Tage «Dschungelcamp» geboten. Das ist nicht schlecht – aber viel zu wenig, um meine Würde zu verkaufen. Das Problem der Sendung ist auch ihr schlechtes Image. Die Zuschauer hatten immer das Gefühl: Jeder, der dort mitmacht, hat mehr Schulden als ganz Griechenland. Ich habe doch nicht über sechzig Jahre erfolgreich Show-Business gemacht, um dann in anderthalb Wochen meinen Ruf zu zerstören.

Weltwoche: Wie schafften Sie es, in dieser langen Zeit im Show-Geschäft so fit zu bleiben? Die Verlockungen lauern überall.

Blanco: Man muss nein sagen können und die Grenzen kennen. Dies gelingt nicht allen. Für ein kurzes Vergnügen kann man seine ganze Karriere ruinieren. Aber ich habe aufgepasst. Ich war an Partys, da lagen die Linien Kokain auf dem Buffet bereit. Aber das hat mich nie interessiert.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Blanco: Ich wünsche mir, dass die Welt vernünftiger wird – und gesund. Aber das ist vielleicht ein zu grosser Traum.



✚ SINCE 2006

Schlafwohl

Markenmatratzen & Bettsysteme

Black Week 23.–28. November, Beschi Preise ohni Gstümm

**20%
Rabatt**

mit Best-Price
Garantie

+

Geschenk

zu jeder
Matratze

Ab 14 Uhr und am Samstag auch ohne Termin offen.

**Exklusive
Beratungstermine:**
MO-FR vormittags:
Beratung mit Termin.
Das ganze Fachgeschäft
nur für Sie!
Tel.: 044 700 01 09

Unsere Fachgeschäfte: Zürich | Bern | Basel
St. Gallen | Winterthur | Baar | Chur | Mellingen

Alle Informationen und Öffnungszeiten: schlafwohl.ch/blackweek

HERODOT



Freude herrscht! Eine satte Mehrheit der Menschheit, auch der schweizerischen, freut sich, dass die Ära Trump zu Ende geht. Auch ich, obwohl ich nicht zu denen zähle, welche alles, was er tat, schlecht finden. Unter anderem bleibt ihm das Verdienst, den USA und dem Rest der Welt die Augen geöffnet zu haben für die Gefahr, die vom totalitären China ausgeht. Sein Kampf gegen überbordende staatliche Regulierung und Bürokratie war – zumindest in der Tendenz – positiv, besonders für den Arbeitsmarkt.

Es stimmt auch, dass Trump die Spaltung der USA nicht bewirkt hat, sondern deren Produkt ist. Die elitäre politische Linke, welche für einfache Kleinbürger und Buezer, ihre Sorgen und ihr Weltbild nur Verachtung übrig hat, trug dazu mindestens so viel bei wie Trump, der den Graben nach Kräften vertiefte.

Aus schweizerischer Sicht ist die Freude über Bidens Sieg nicht ungetrübt. Zwar ist es begrüssenswert, wenn das für einen Kleinstaat wichtige multilaterale System von einer Biden-Regierung mit weniger Verachtung traktiert wird und wenn die USA in Nahost wieder etwas ausgewogener politisieren und weniger Sympathien für menschenverachtende Despoten zeigen. Aber im bilateralen Verhältnis zur Supermacht erging es uns in den letzten 75 Jahren unter republikanischen Regierungen fast immer besser. 1945 wurden wir als Strafe für die Neutralität durch die Demokraten von der Uno ausgeschlossen und massiv unter Druck gesetzt.

Ähnliches geschah bei den sogenannten Holocaust-Geldern unter Clinton und unter Obama/Biden beim Bankgeheimnis, das derweil in Bidens Heimat Delaware

weiterhin floriert. Die Republikaner sind hierzulande ironischerweise weniger beliebt, obwohl sie unserem Land wohlgesinnter sind als die Demokraten. Ein Freihandelsabkommen wäre mit Trump eher zustande gekommen als mit Biden und unser Abseitsstehen von der EU auf mehr Verständnis, vielleicht gar auf Unterstützung gestossen.

Im Gegensatz zum letzten *Weltwoche*-Editorial erachte ich Trumps demokratiefeindliches Verhalten vor und nach den Wahlen jedoch als gravierend und beispiellos in der US-Geschichte der letzten 150 Jahre. Vor vier Jahren gewann er zum Teil mit noch geringe-

Aus schweizerischer Sicht ist die Freude über Bidens Sieg nicht ungetrübt.

ren Vorsprüngen als jetzt Biden die Schlüsselstaaten im Rostgürtel der USA. Nun erhebt er dort unsubstantiierte Wahlfälschungsvorwürfe, die er schon vor der Wahl angekündigt hatte. 2016 anerkannten die Demokraten seinen knappen Sieg umgehend. Auch haben sie ihm das Regieren keineswegs schwerer gemacht als die Republikaner zuvor Obama oder Clinton, den diese wegen eines Seitensprungs des Amtes entheben wollten.

2000 gewann George W. Bush gegen Al Gore nur, weil der republikanisch dominierte Supreme Court dem Demokraten in Florida eine grosse Anzahl Stimmen aberkannte, die technische Fehler aufwiesen, aber eindeutig für ihn abgegeben worden waren. Die noch regierenden Demokraten anerkannten das Verdikt und gewährten Bush und seinen Leuten schon vorher vollen Zugang zu Administration und

Geheimdienstinformationen, die Trump nun Biden verweigert. Trumps Unterminierung des Vertrauens der Wähler in den demokratischen Prozess überwiegt für mich alles andere; auch weil es undemokratische und autoritäre Tendenzen in Europa und der übrigen Welt stärkt und legitimiert.

Hierzulande wird der demokratische Prozess allerdings von Mitte-links unterminiert. Volksentscheide werden von Parlament und Bundesgericht als unverbindliche Meinungsäusserung des Souveräns behandelt und nicht umgesetzt. Die mit Zwangsgebühren finanzierte SRG macht fast permanent mehr oder minder subtile Propaganda für eine Annäherung an die EU und andere Anliegen aus dem Mitte-links-Lager. Momentan wirbt sie für die Konzernverantwortungsinitiative (KVI), mit welcher die hiesigen Linken die ihnen so verhasste extraterritoriale Rechtsanwendung der USA auch in unserem Kleinstaat einführen wollen.

Als Beispiele herausgegriffen seien die Beiträge der «Wirtschaftsredaktorin» Maren Peters, die ständig Unternehmen und bürgerliche Bundesratspolitik kritisiert und letzte Woche die KVI als «einziges Heilmittel» anpries, oder die einstige Satiresendung «Zytlupe», die zu einem linken Propagandainstrument – auch für die KVI – ohne jeglichen Humor degeneriert ist. Wirtschaftskreise und bürgerliche Parteien schauen diesem konzessionswidrigen Treiben leider tatenlos zu.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Das asiatische Zeitalter hat begonnen

Die Frage ist nicht, wann China den Westen überholen wird, sondern, ob China Amerika bereits überholt hat.

Francis Pike

Oft heisst es, China sei ab 1820 nicht mehr die grösste Volkswirtschaft der Welt gewesen. Falsch. In jenem Jahr erwirtschaftete China mit einer Bevölkerung von 330 Millionen ein Bruttoinlandsprodukt von 228 Milliarden Dollar, während Amerika (9,6 Millionen Einwohner) auf 12,5 Milliarden Dollar und Grossbritannien (20,9 Millionen Einwohner) auf 36 Milliarden Dollar kam. Selbst 1870 war das chinesische BIP so gross wie das von Amerika und Grossbritannien zusammengenommen. Amerika sollte China erst zwanzig Jahre später überholen.

Dennoch kann 1820 als das entscheidende Übergangsjahr gelten. Kaiser Daoguang bestieg den Drachenthron. Die dreissigjährige Herrschaft dieses keineswegs unfähigen Mannes zeichnete sich durch mehrere Katastrophen und den Beginn eines nationalen Niedergangs aus.

Silber gegen Opium

Chinesische Historiker machen meist den Westen dafür verantwortlich. Die Britische Ostindien-Kompanie, das Amazon der damaligen Zeit, erkannte, dass in Uttar Pradesh und Bihar angebaute Mohn zu Opium verarbeitet, auf dem Ganges nach Kalkutta transportiert und von dort aus nach China verschifft werden konnte. Während Daoguangs Herrschaft boomte das britisch-amerikanische Drogengeschäft. Der chinesische Opiumimport stieg von 4000 auf 30 000 Kisten jährlich. Der Abfluss von Silber, mit dem das Opium bezahlt wurde, und die dadurch ausgelösten Kriege führten zum Bankrott des chinesischen Staats, der bei Daoguangs Tod mit dem Taiping-Aufstand zu tun hatte, einem verheerenden Bürgerkrieg, der vierzehn Jahre lang wütete.

Dennoch war China zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Problemen konfrontiert, die weit über den Opiumkonsum hinausreichten. Technologisch war China in Rückstand geraten. Die Entwicklung im Schiffsbau endete praktisch in dem Moment, als die Ming-Dynastie sich von den grossen Expeditionen verabschiedete, die Admiral Zheng He im 15. Jahrhundert unternommen und auf denen seine aus 318 Schiffen

bestehende Flotte den Indischen Ozean bis Afrika und Arabien befahren hatte. Die Flotte wurde abgeschafft, und die Ming-Dynastie steckte alles Geld in den Bau der Grossen Mauer, um das Land gegen die Mongolen zu verteidigen.

In den beiden Opiumkriegen gegen Grossbritannien und Frankreich kämpften die chinesischen Truppen mit Schwertern, Pfeil und Bogen und Lanzen. Ihre Musketen waren handgefertigt und kompliziert in der Handhabung. Die britischen Soldaten verfügten dagegen über massenproduzierte Enfield-Gewehre. Britische und amerikanische Truppen besaßen überdies moderne Haubitzen. In zwanzig Jahren Krieg versäumte es die sklerotische Mandarin-Führungsschicht, die Militärtechnik weiterzuentwickeln. Das Ergebnis war eine demütigende Niederlage durch den Westen. Bevor Amerika China schliesslich wirtschaftlich überholte, hatten die Chinesen Handelskonzessionen an die Amerikaner und die europäischen Grossmächte abtreten müssen. 1842, nach dem Ersten Opiumkrieg, hatte man Hongkong den Briten überlassen müssen – für die Chinesen eine Demütigung.



„Wir hätten nicht in das Bürogebäude in der Stadt investieren dürfen...“

Im Unterschied zu China waren die USA mit einem mächtigen Sprung in die 1820er Jahre gestartet. 1812 hatte man die Briten geschlagen. In Amerika begann die «Ära der guten Gefühle». Die Zeit war gekennzeichnet durch die unangefochtene Präsidentschaft von James Monroe, dem letzten der Helden der revolutionären Periode. Amerika war, anders als China, geeint. Und Europa hatte 1820, mit tatkräftiger Hilfe der Briten, die napoleonische Herrschaft auf dem Kontinent beendet. Der Wiener Kongress 1815 leitete ein Jahrhundert von bemerkenswerter Stabilität, Innovation und Wachstum ein. 1913 verzeichneten die USA und Westeuropa (mit einer um ein Drittel geringeren Bevölkerung) eine zehnmal grössere Wirtschaftsleistung als China.

Stabilität, Innovation und Wachstum

Kontinuierliches Wachstum führt zu einer raschen ökonomischen Transformation. Deng Xiaopings Wirtschaftsreformen nach 1979 lösten einen Exportboom von Verbrauchsgütern aus, der nur möglich war, weil Amerika eine Politik der offenen Märkte verfolgte; doch am Ende war die Wirtschaft der USA ausgehöhlt, weil die amerikanischen Unternehmen ihre Produktion nach China verlagerten. Mit einer Bevölkerung von 1,2 Milliarden und einer kontinuierlichen Wachstumsrate von jährlich mehr als 9 Prozent war ein rascher Aufholprozess unvermeidlich.

Die Transformation der chinesischen Wirtschaft wurde von den beiden rivalisierenden Supermächten USA und Sowjetunion entweder nicht wahrgenommen oder falsch interpretiert. Das sogenannte Tiananmen-Massaker hatte wenig mit Demokratie zu tun, wie die Einschätzung von BBC und CNN lautete, jenen bewährten Lieferanten von Falschinformationen, sondern mit Unruhen in den Städten aufgrund explodierender Lebensmittelpreise – eine Folge der Deregulierung von Nahrungsmittelpreisen im Zuge der Ausrichtung der Agrarwirtschaft auf ein Marktsystem. Im Jahr zuvor hatte Deng Xiaoping verkündet: «Wir haben nun die Voraussetzungen, um umfassende Lohn- und Preisreformen zu riskieren.» Was auf dem Platz



Neue Normalität.

des Himmlischen Friedens passierte, war keine kommunistische Niederschlagung – vielmehr verteidigten die Studenten, die die rote Fahne schwangen, und die Kommunistische Partei den Kapitalismus. 2018 überstieg das chinesische BIP kaufkraftbereinigt das amerikanische BIP, was kaum kommentiert wurde. Aber noch 2002 erklärte ein enger Berater von Präsident George W. Bush, dass die chinesischen Wirtschafts-

Noch 2002 erklärte ein Berater von Präsident Bush, dass die Wirtschaftszahlen aus der Luft gegriffen seien.

zahlen völlig aus der Luft gegriffen seien. Die Hofbeamten von Kaiser Guangdong dürften ähnlich selbstgefällig gedacht haben.

2008 verschob sich die Polarität

Wann hat China Amerika also überholt? Wenn wir 1820 als Beispiel heranziehen, dann hat der Westen China nicht aufgrund seiner besseren Wirtschaftsleistung überholt, sondern weil sich die Gewichte zu seinen Gunsten verschoben hatten. Hundert Jahre später dürfte 2008 als das Jahr gelten, in dem sich die Polarität zwischen den USA und China erneut verschob. Der von Hypotheken-Derivaten verursachte Finanzcrash stürzte die USA in eine lange Rezession, von der man sich nur langsam erholte. Gleichzeitig verschwanden die USA finanzielle und

militärische Ressourcen und diplomatische Glaubwürdigkeit in Kriegen im Irak und in Afghanistan, die bestenfalls marginale Vorteile brachten. Während der Westen taumelte, machte die chinesische Wirtschaft einen grossen Sprung nach vorn.

Bislang war Amerika im 21. Jahrhundert nicht mit dem Äquivalent einer Taiping-Revolution konfrontiert. Aber in den letzten zwanzig Jahren erlebt Amerika in einem sehr realen Sinn einen Bürgerkrieg, der nicht minder verheerend ist. Die Demokratische Partei vollzieht einen Linksschwenk und konzentriert sich, gestützt auf die postmodernen dekonstruktivistischen Theorien von Jacques Derrida und Roland Barthes, vor allem auf Gender, Hautfarbe und Umwelt.

Gleichzeitig wandte sich eine Koalition von Evangelikalen und Bürgern im Mittleren Westen, die sich von der Globalisierung abgehängt fühlen, in ihrer Verzweiflung der nationalistisch-kapitalistischen Agenda des idiosynkratischen Medienmenschen Donald Trump zu. Internationale Kommentatoren betrachten die Zerrissenheit Amerikas ebenso ungläubig wie die Präsidentschaftskandidaten, vor allem den 78-jährigen Joe Biden, einen Mann mit erkennbar nachlassenden geistigen Fähigkeiten. Die Chinesen glauben nicht nur, dass ein dysfunktionales und zutiefst zerstrittenes Amerika im Niedergang begriffen ist – sie wissen es. Europa wird ähnlich abgetan. Vor zehn Jahren erklärte ein chinesischer Geschäftsmann: «Ges-

tern haben wir euer Frühstück verspeist. Heute verspeisen wir euer Mittagessen. Morgen werden wir euer Abendessen verspeisen.»

Einstige Verbündete der USA in Asien haben mit den Füßen abgestimmt. Während der schwachen Präsidentschaft von Barack Obama schlugen sich Thailand und die Philippinen, eine ehemalige US-Kolonie, auf die Seite der Chinesen, während die Amerikaner ihre Kontrolle über das Südchinesische Meer, die meistbefahrene Handelsroute der Welt, kampfflos aufgaben. Obwohl die USA elf Flugzeugträger besaßen und die Chinesen nur einen, unternahm Obama nichts gegen die Besetzung der Paracel- und Spratly-Inseln. 2024 wird China vier Flugzeugträger haben. Die chinesische Marine ist binnen fünfzehn Jahren um 50 Prozent auf 360 Schiffe angewachsen, während die US-Marine mit 297 Schiffen über eine seit 2005 unveränderte Flottenstärke verfügt.

Expandierende Technologiezentren

Die Asean-Staaten, die sich rasch zu einem chinesischen Hinterland entwickeln und mit einer grossen chinesischen Diaspora aufwarten können, haben zusammen 650 Millionen Einwohner. In fünf Jahren wird ihre Wirtschaftsleistung die der Europäischen Union übersteigen. Ausserdem macht China mit seiner «Neuen Seidenstrasse» Zentralasien und Russland von sich abhängig. Selbst die Türkei, ein Nato-Land, dessen Wirtschaft 2018 nach dem 40-prozentigen Absturz der türkischen Währung von China gerettet wurde, hat sich unter Chinas Fittiche begeben. Der massive politische und ökonomische Einfluss der Chinesen in Afrika ist ebenfalls bekannt.

Technologisch fällt der Westen weiter zurück. 2018 entfielen 46 Prozent der weltweiten Patentanmeldungen auf China. Mit seinen 1,5 Millionen Patenten war China den USA mit 597 141 Patenten deutlich überlegen. Obwohl Amerika noch immer führend in der Mikroprozessortechnik ist, muss man sich fragen, wie lange das noch so bleiben wird. Ironischerweise sind es amerikanische Investmentgesellschaften, die Chinas rasch expandierenden Technologiezentren den Weg bahnen.

Die Frage, die heute gestellt werden muss, lautet nicht, wann China den Westen überholt hat, sondern, wann die chinesische Wirtschaft so mächtig sein wird, dass Amerika und Europa vor Xi Jinping und seinen imperialen Nachfolgern einen Kotau machen müssen. Damit dürfte noch in diesem Jahrhundert zu rechnen sein. Eine Welt chinesischer Vormacht, nicht der Parität, wird die neue Normalität sein – eine Welt, wohl gemerkt, die Westeuropäern im 18. Jahrhundert vertraut gewesen wäre.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
Beat Gygi über Asiens Freihandelspakt: Seite 50

Kolumbien hat Konzerne gern

Der Handelsminister des südamerikanischen Staates lobt die Präsenz von Schweizer Firmen. Er hofft auf weitere Investitionen. Die Konzernverantwortungsinitiative findet er unnötig.

Florian Schwab

José Manuel Restrepo ist ein gefragter Mann. Als Minister für Handel und Tourismus hat er alle Hände voll zu tun, die kolumbianische Wirtschaft so unbeschadet wie möglich durch die Corona-Pandemie zu steuern: eine Messeeröffnung hier, ein Online-Symposium für Start-ups oder ein grosses Investorenforum dort.

Seit gut zwei Jahren gehört der frühere Wirtschaftsprofessor und Rektor der angesehenen Universidad del Rosario der Regierung von Präsident Iván Duque an. Mit seinen fünfzig Jahren verkörpert Restrepo eine neue, jüngere Generation in der kolumbianischen Politik. Er ist bestens mit den modernen Kommunikationsmitteln vertraut, immer auf Tuchfühlung mit der Bevölkerung. Er bringt seine wissenschaftlichen Kenntnisse über die Wirtschaft des Landes und ihre Probleme in die Regierungsarbeit ein und versucht, deren Entwicklung voranzutreiben, mit viel Pragmatismus.

In Bogotá, der Hauptstadt des über fünfzig Millionen Einwohner zählenden Landes in Südamerika, ist es sieben Uhr morgens, als die *Weltwoche* den Minister am Telefon erreicht. Er ist bestens über die Schweiz informiert und hat sie während seiner Amtszeit schon mehrmals besucht – zuletzt anlässlich des Weltwirtschaftsforums in Davos.

Siebtgrösster Investor

«Die Wirtschaftsbeziehungen mit der Schweiz sind für Kolumbien sehr wichtig», sagt Restrepo. Mit über elf Milliarden Franken Investitionen während der letzten zehn Jahre sei die Schweiz der siebtgrösste ausländische Investor in Kolumbien. Im Corona-Jahr 2020 könnte sie sogar zum drittgrössten aufsteigen, wengleich auf etwas tieferem Niveau als im vergangenen Jahr: «Das ist sehr eindrücklich.» Auch die Entwicklungszusammenarbeit mit den Schweizer Behörden sei «ausserordentlich wertvoll». Die Schweiz trage damit sehr zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit Kolumbiens bei, beispielsweise was den ökologischen Tourismus angehe. «Die Schweiz gehört hier zu unseren wichtigsten Partnern.»

Bei den Schweizer Investitionen sind die Direktinvestitionen durch grosse Firmen tonangebend. Beispielsweise verfügt Nestlé seit Jahren über eine grosse Präsenz in Kolumbien. Ein wesentlicher Anteil des Kaffees für Nespresso stammt aus kolumbianischer Produktion. Rohstofffirmen wie Glencore (Kohle) und Trafigura (Erdöl) haben in den letzten Jahren Hunderte Millionen in Förderprojekte und in Infrastruktur wie etwa Häfen investiert. Aber zu Beginn der Kampagne für die sogenannte Konzernverantwortungsinitiative wurde namentlich Glencores Kolumbien-Engagement mit falschen Anschuldigungen in ein schiefes Licht gerückt (*Weltwoche* Nr. 14/20, «Wo Glencore Wunder tut»).

Griffige Gesetze

«Die Schweizer Multis sind äusserst erfolgreich», sagt Restrepo. In den meisten Fällen seien sie seit Jahrzehnten im Land aktiv und «tragen massgeblich zur Qualifikation unserer Arbeitskräfte und zu unserem Einkommen bei». Sie seien gut mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut und hätten wichtige Beiträge zur Unternehmensverantwortung in sozialen und ökologischen Fragen geleistet. «Man kann sagen, dass sich Schweizer Firmen hier positiv von anderen abheben.»

Wie sieht der Minister also das Anliegen der Konzernverantwortungsinitiative? Nach seiner Erfahrung seien die kolumbianischen

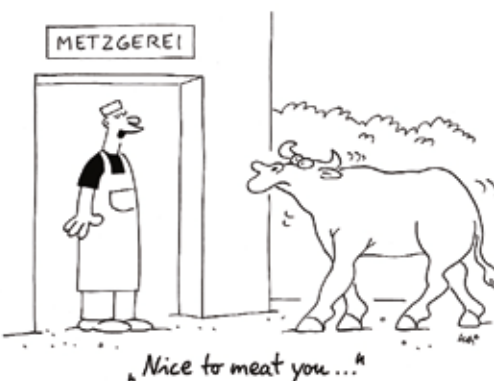
Gesetze sehr griffig, um mögliche Menschenrechtsverletzungen durch ausländische Firmen zu ahnden: «Das Bild, dass Kolumbien eine lasche Gesetzgebung in sozialen oder in ökologischen Belangen habe, entspricht absolut nicht der Realität.» Das zeige schon die Tatsache, dass das Land vor ein paar Jahren in die OECD aufgenommen worden sei, wofür es strikte Kriterien erfüllen musste. «Kolumbien verlangt, dass sich internationale Firmen an die örtlichen Gesetze halten, und ist bei der Durchsetzung ein Vorreiter in Lateinamerika.»

Weiter verweist Restrepo darauf, dass es in den Investitionsschutzabkommen klar definierte Prozesse gebe, um Konflikte zwischen der nationalen Gesetzgebung und einem ausländischen Multi zu lösen, beispielsweise im Bereich der Menschenrechte. Er wolle der Schweiz zwar nicht vorschreiben, wie sie ihre Unternehmen reguliere, «aber aus meiner Sicht sind die bestehenden Instrumente ausreichend». Bedauernd wäre es, wenn Schweizer Firmen aus Angst vor neuen Rechtsrisiken weniger in Kolumbien investierten.

Nicht nur Kakaobohnen

Der kolumbianische Handelsminister hofft, dass der Run helvetischer Investoren auf Kolumbien anhält. «Unsere Regierung verfolgt einen grossangelegten Plan zur Verbesserung der Tranwarte sport- und Technologie-Infrastruktur.» Grosse Chancen sieht er auch im Energiebereich, vor allem bei den erneuerbaren Energien, in der Modeindustrie, in der Landwirtschaft bei Früchten und Gemüse und in der Lebensmittelindustrie.

Aus der Sicht der eigenen Wirtschaft sei es wünschenswert, dass bei Schokolade und Confiserie grössere Teile der Wertschöpfungskette in Kolumbien abgedeckt würden, anstatt dass wie bis anhin vor allem Kakaobohnen exportiert würden. «Gemeinsam mit Schweizer Investoren wollen wir Mittel und Wege finden, wie die Zusammenarbeit noch enger und tiefer werden kann» – denn das helfe der Entwicklung Kolumbiens.



Redaktor – allein zu Haus

Die Journalisten tun mir leid. Sie sitzen im Home-Office, wo sie geistig vereinsamen.



H heute beginnen wir mit einer simplen Frage aus der journalistischen Praxis: Wo entstehen gute Zeitungen?

Die Antwort ist einfach. Gute Zeitungen entstehen beim Warten am Kaffeeautomaten, beim Pinkeln auf der Toilette, beim Quatschen auf dem Gang und beim Apéro am Geburtstag eines Redaktionskollegen.

Gute Zeitungen entstehen dort, wo sich die Journalisten ungeplant treffen und spontane Ideen austauschen. Zwischen Kaffeeautomat und Apéro blüht die publizistische Kreativität. In den fixen Redaktionskonferenzen hingegen entstehen keine guten Zeitungen. Die Sitzungen sind zu bürokratisiert.

Und damit sind wir beim Problem. Seit acht Monaten treffen sich die Journalisten nicht mehr beim Kaffeeautomaten und auch nicht auf der Toilette, auf dem Gang und beim Apéro. Die Büros und die Fluren der Redaktionen sind ausgestorben.

Redaktionen als soziale Zonen sind verschwunden. Die Journalisten sitzen seit acht Monaten zu Hause in ihrem Home-Office.

Die Monate der Einzelhaft sind dem Journalismus nicht gut bekommen. Der Journalismus ist geistig vereinsamt und verarmt.

Am deutlichsten sieht man dies daran, dass es seit März praktisch nur noch zwei Themen gibt: Corona und Donald Trump. Man muss schon froh sein, wenn daneben ein paar Ladenhüter von früher auftauchen, wie etwa das Rahmenabkommen, die Gender-Debatte und die Klimaerwärmung.

Nur, wie sollen die Journalisten heute an neue Themen herankommen? Ihre bisherigen Trails

sind ausgetrocknet. Den Lunch oder das Bier mit dem Politiker, dem Manager, dem Anwalt und dem Chefbeamten, wo früher die Ideen flossen, das alles gibt es kaum mehr. Auch die Informanten von früher machen auf Social Distancing.

Ähnlich auffallend war über die letzten Monate die Veränderung der Tonlage. Die Aggressivität in den Medien erreichte einen Pegel, der bisher unbekannt war. Gegenüber dem US-Präsidenten und seinen Anhängern etwa mündete das in eine Beschimpfungssorgie, die locker bis zu Nazi-Vergleichen reichte. Begleitet wurde

Das Ende des persönlichen Kontakts hat eine Tendenz gefördert, die schon früher artentypisch war.

die Aggressivität, folgerichtig, oft von einer Verweigerung der Diskussion. Wer sich etwa den ultimativen Shutdown-Forderungen der Journalisten widersetzte, war schnell als «Covidiot» im Kreuzfeuer.

Auch das ist durch die Vereinsamung im Home-Office zu erklären. Denn es fehlt nun die vormals übliche Sozialkontrolle auf der Redaktion. In normalen Zeiten sagt an der Kaffeemaschine ein Reporter zu seinem Kollegen: «Du, ich glaube, da hast du dich vergaloppiert. Häng das etwas tiefer.» Und beim Apéro sagt eine Redaktorin zu ihrer Kollegin: «Pass auf, dass du dich hier nicht instrumentalisieren lässt. Sei bitte vorsichtig.»

Solch ausgleichende Gespräche gibt es nicht mehr. Sie sind ersetzt durch Videokonferenzen und Messaging. Beim *Tages-Anzeiger* und beim

Blick nutzt man dazu die Software von Google Hangouts, bei der *NZZ* und den Blättern von CH Media ist es die Plattform Microsoft Teams. Die Kommunikation hat sich dadurch stark verändert. Kritik an Kollegen zum Beispiel ist viel heikler geworden, weil nonverbale Kommunikation wie der Augenkontakt entfällt.

Das Ende des persönlichen Kontakts hat eine Tendenz gefördert, die in den Medien schon früher artentypisch war. Journalisten reden gern nur mit Leuten, die ihre eigene Weltsicht teilen. Sie bewegen sich in ihrer Medien-Bubble.

Der Chefredaktor einer grossen Zeitung hat mir kürzlich gut erklärt, wie das Home-Office diesen Bubble-Effekt verstärkt habe. Es habe sich auf seiner Redaktion nun eine ganze Reihe von, wie er sagte, «Sub-Bubbles» gebildet. Es gebe etwa die Blase der Freiheitlichen, die Blase der Staatstreuen, die Blase der Regulierer und die Blase der Wirtschaftsnahen. Jedes Mitglied einer Blase kommuniziere mit Vorliebe nur mit ideologisch Gleichgesinnten.

Auf einer echten Redaktion war das unmöglich, weil es am Kaffeeautomaten oder beim Apéro unvermeidlich war, auf Andersdenkende zu treffen. Auf einer digitalen Redaktion kann man am Computer andere Ansichten problemlos wegklicken.

Im Grunde tun mir die Journalisten leid. Eine Berufsgruppe, die wie kaum eine zweite Zunft von ihren Sozialkontakten lebt, verkümmert zunehmend in der Isolation.

Ich glaube, wir sollten daran denken, wenn wir uns wieder einmal über einen missratenen Artikel aufregen. Ich glaube, wir sollten etwas nachsichtiger sein.

Wir sind Impfstoff

Ein deutsch-türkisches Medizinerpaar hat einen neuen Corona-Vakzin entwickelt. Die wissenschaftliche Leistung wäre ohne den guten Geschäftssinn der beiden nicht geglückt.

Wolfgang Koydl



Klugheit, Fleiss, Durchsetzungsvermögen: Forscher Türeci (l.), Sahin.

Das Phänomen ist alt: Nationen vereinigen erfolgreiche Zeitgenossen als eigene Landsleute, schieben sie jedoch an andere ab, falls sie scheitern. So wurde aus dem schottischen Tennisspieler Andy Murray bei Siegen immer ein Brite, der kanadische Sprinter Ben Johnson mutierte nach einem Dopingskandal wieder zum Jamaikaner.

Schön liess sich dieses Prinzip jetzt am Beispiel des deutsch-türkischen Medizinerpaares Ugur Sahin und Özlem Türeci beobachten, die einen Impfstoff gegen Covid-19 entwickelt haben. In ihrer alten Heimat Türkei wurden sie flugs zu «türkischen Curies» – Nachfolgern der Physiker Pierre und Marie Curie. Die Deutsch-Türken kopierten die legendäre *Bild*-Schlagzeile nach der Papstwahl von Kardinal Ratzinger und erklärten stolz: «Wir sind Impfstoff.»

Aus dem Labor aufs Standesamt

Deutsche Medien wiederum quälten sich an der Frage ab, ob Migranten überhaupt genügend Chancen bekämen – als ob es nicht schon immer erfolgreiche Deutsch-Türken gegeben hätte: die Schauspielerin Sibel Kekilli, den Regisseur Fatih Akin, den Politiker Cem Özde-

mir. Einige Meckerer schossen spitze Pfeile in Richtung Alternative für Deutschland (AfD) ab: Wenn es nach diesen Fremdenfeinden ginge, so hiess es, wären Sahin und Türeci nie ins Land gekommen und hätten Deutschland um diesen phänomenalen Forschungserfolg gebracht.

Abgesehen davon, dass auch die AfD die geregelte Zuwanderung integrationswilliger und qualifizierter Einwanderer gutheisst, waren die Eltern der beiden Mediziner alles andere als jene Art von Migranten, wie sie seit fünf Jahren ins Land strömen. Sahin war vier Jahre alt, als er und seine Mutter 1969 aus Iskenderun nach Köln zogen, wo der Vater bei Ford Autos baute. Türecis Eltern waren gar keine Gastarbeiter im klassischen Sinn: Ihr Vater war ein Chirurg aus Istanbul, dem eine Stelle an einer deutschen Klinik angeboten worden war.

Die Leistung der beiden Krebspezialisten, die sich an der Universität des Saarlandes kennengelernt hatten, schmälert dies nicht. Die Ehepartner hatten sich früh der Wissenschaft verschrieben, und keine Beschreibung der beiden kommt ohne den Hinweis aus, dass sie für ihre Hochzeit nur kurz aus dem Labor ins Standesamt gesprungen und anschliessend

sofort wieder zurück zu ihren Petrischalen geeilt seien. Nicht von ungefähr hat sich Türeci als «preussische Türkin» bezeichnet.

Sahin und Türeci verdanken den Erfolg keinem Pass, sondern ihrer Klugheit, ihrem Fleiss, ihrem Durchsetzungsvermögen und den Möglichkeiten, die ihnen Deutschland bot. Dies sah sogar ein Kolumnist des nationalistischen türkischen Massenblattes *Hürriyet* ein, der schrieb, er wüsste, es gäbe eine Pharmafirma, die ein Deutscher in der Türkei gegründet hätte. Das wird auf absehbare Zeit ein Traum bleiben.

Mit Naserümpfen quittiert

Herausragende Wissenschaftler gibt es einige, aber Sahin und seine Frau zeichneten sich dadurch aus, dass sie Forschung mit Kommerz zu verbinden verstanden – was in den Elfenbeintürmen des deutschen akademischen Betriebes noch immer mit Naserümpfen quittiert wird. «Innovation wird dadurch behindert, dass viele kreative Forschungsideen aus den Universitäten nie die Biopharma-Konzerne erreichen», das hatte Sahin früh erkannt. «Für Firmen sind Meilensteine, Terminpläne und die Tatsache wichtig, dass die Mitarbeiter fokussiert bleiben. In vielen Forschungsinstituten hingegen gibt es die Freiheit, die Forschung ihren eigenen Weg gehen zu lassen. Qualitätskontrolle und Fokus sind nicht unbedingt so wichtig.»

Rasch realisierte Sahin, dass er eine eigene Firma gründen musste, um beides zu verbinden. Das ist leicht gesagt, denn gerade in der Pharmabranche braucht es enorme Investitionssummen. Dazu kommt, dass mindestens zehn Jahre vergehen, bis messbare Ergebnisse vorliegen. Gefragt seien also, so Sahin, «visionäre Investoren mit Geduld».

Er fand sie in den Brüdern Andreas und Thomas Strüngmann, die den Generika-Marktführer Hexal gegründet hatten. «Wenn man hartnäckig und beharrlich ist, trifft man die richtigen Leute zur rechten Zeit», erinnerte sich Sahin. Mit ihrer Hilfe gründete er 2001 die Firma Ganymed Pharmaceuticals, die sich auf die Entwicklung sogenannter monoklonaler

Antikörper für die Krebs-Immuntherapie konzentrierte – mithin eine Impfung gegen Krebs. Sieben Jahre später folgte mit einem Startkapital von 150 Millionen Euro Biontech. Heute ist die Firma 18 Milliarden Euro wert. Sahin hält 18 Prozent des Aktienkapitals.

Bei Tomaten gäbe es einen Aufschrei

Das Medizinerpaar wollte allerdings nicht irgendwelche neuen Medikamente entwickeln. Sahin konzentrierte sich vielmehr auf eine Methode, welche die gesamte Impfgeschichte der Menschheit revolutionieren würde: mRNA-Impfstoffe.

Sie bauen auf dem Biomolekül Ribonukleinsäure auf, das bei bestimmten Viren der Träger der Erbinformation ist. Während bei herkömmlichen Vakzinen das Virus im Labor gezüchtet und in inaktiver Form geimpft wird, zwingen bei der mRNA-Methode synthetisch programmierte Botenmoleküle die menschlichen Zellen, selbst Proteine nach dem Bauplan des Coronavirus herzustellen, um so das Immunsystem zum Kampf gegen den gefährlichen Eindringling zu aktivieren.

Mit anderen Worten: Die Zellen des Geimpften werden gentechnisch verändert – ein Vorgang, der im Falle von Tomaten einen Aufschrei bewirken würde. In Fachkreisen ist er

gleichwohl nicht unumstritten. Denn zu den Nebenwirkungen gehören nicht nur Ödeme und Thrombosen, sondern auch eine mögliche Überreaktion des Immunsystems bis hin zur Zerstörung des eigenen Körpers. Deshalb ist bis heute kein einziges genbasiertes Medikament zugelassen – und dies, obwohl alleine Biontech 27 Impfstoffe in der Pipeline hat.

Nun aber sieht es danach aus, als ob BNT 162, das Corona-Wundermittel, der bislang völlig unerprobten mRNA-Technik weltweit zum Durchbruch verhelfen könnte – und dies nach

Wo so viel Geld im Spiel ist, wo so viele Hoffnungen liegen, da werden Zweifel weggebügelt.

einer wesentlich kürzeren Entwicklungszeit, als man sie für andere Impfstoffe aufgewendet hat. Nicht umsonst haben Sahin und Türeci ihr ehrgeiziges Covid-Projekt «Lightspeed» genannt – Lichtgeschwindigkeit.

Dies ist umso bemerkenswerter, als der Deutsch-Türke Sahin einst als Richtschnur seines Handelns die Zeit nannte: «Sie ist wertvoller als Geld.» Doch die Gewichte verschieben sich angesichts der Summen, die Biontech und der Pharmagigant Pfizer, der den Grossteil der For-

schung finanziert hat, bei einer Zulassung erwarten können. Allein die ersten von den USA bestellten 100 Millionen Dosen bringen 1,65 Milliarden Euro ein. Rechnet man alle bislang weltweit abgeschlossenen Kaufverträge und Vorbestellungen zusammen, kommt man auf einen Geldregen von über 20 Milliarden Euro.

Jahre, Monate, vielleicht nur Wochen

Wo so viel Geld im Spiel ist, wo so viele Hoffnungen der Menschheit liegen, da werden Zweifel weggebügelt. Doch es gibt sie. Denn bislang liegen keine wissenschaftlichen Daten vor. Unbekannt ist, ob BNT 162 schwere Erkrankungen und Todesfälle verhindern kann. Unbekannt ist, ob es die Ansteckungsgefahr durch Menschen ohne Symptome stoppt oder bremst. Und unbekannt ist, wie lange ein Immunschutz vorhält – Jahre, Monate oder vielleicht nur Wochen.

Bekannt ist lediglich, dass Personen, die geimpft wurden, eine um 90 Prozent reduzierte Wahrscheinlichkeit haben, positiv getestet zu werden und leichte Symptome zu entwickeln. Gemessen daran, dass der Stoff unsere Zellen genetisch verändert, gemessen daran, dass Regierungen Milliarden an Steuersummen dafür bereitstellen – gemessen daran, ist das eigentlich recht wenig.

Start-up feiert sein erstes Geschäftsjahr – zum 156. Mal.



Als 1864 mit der Gründung von «Ganzoni und Barthelts» in Winterthur der Grundstein für SIGVARIS GROUP gelegt wurde, gab es den Begriff «Start-up» noch nicht. Was es hingegen gab, war der Wille, sich immer wieder neu zu erfinden – genau wie ein Start-up. Zuerst stellte man einfache Gummibänder her, und heute ist man der führende Anbieter von medizinischen Kompressionstextilien. Seit über 100 Jahren mit dabei: Swiss Life. Wir begleiten SIGVARIS GROUP durch alle Höhen und Tiefen und unterstützen sie dabei, weiterhin selbstbestimmt entscheiden zu können. SIGVARIS GROUP und Swiss Life – seit Generationen gemeinsam am Start.

Selbstbestimmt leben.

Weltwoche Nr. 47.20

SwissLife



VIP-Leserangebot: «Eden Spiez» Wellness-Auszeit am Thunersee

Spiez, der Thunersee und das Berner Oberland bieten eine schier grenzenlose Vielfalt an Erlebnissen in der Natur und an Ausflugszielen. Das beschaulich-elegante 4-Sterne-Superior-Hotelresort an bester Lage befindet sich auf einer Sonnenterrasse in einer idyllischen Parkanlage.

Das am Südufer des Thunersees gelegene Spiez ist der ideale Ausgangsort, um die einzigartige Vielfalt des Berner Oberlandes zu entdecken. Doch auch schon die idyllische Lage des Städtchens mit seiner Bucht, dem pittoresken Schloss und der imposanten Bergwelt sind ein Erlebnis.

Nur ein paar Gehminuten vom «Eden Spiez» beginnt der Uferweg, welcher von der Spiezer Bucht dem See entlang bis nach Faulensee führt. Der Weg wird gesäumt von mächtigen Bäumen und Skulpturen und ist speziell im Winter ein mystischer Ort zum Entspannen und Erholen.

Mit einer Bergbahnfahrt geht es auf das Stockhorn oder das Niederhorn, welche beide mit spektakulärer Panoramasicht hoch über dem Thunersee aufwarten. Oder gönnen Sie sich während einer winterlichen Schifffahrt über den spiegelglatten Thunersee ein aussergewöhnliches Erlebnis!

Im Hotel «Eden Spiez» erwarten Sie stilvoll eingerichtete Zimmer mit höchstem Komfort. Im eleganten Restaurant «Belle Epoque»

wird hochstehende Gastronomie zelebriert, bei herrlicher Aussicht auf die Spiezer Bucht, das Schloss und die imposanten Berge. Stets beliebter Treffpunkt ist die schicke Bistro-Bar.

Auf über 600 m² überzeugt das grosszügige «Eden Spa» mit seinem einzigartigen Sole-Aussenbad, Sprudelattraktionen und Unterwasserliegen. Finnische Sauna, Biosauna, Dampfbad, Salzraum, Panorama-Hallenbad sowie zwei Ruhebereiche runden das Wellnessangebot ab.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Leserangebot: «Wellness-Auszeit am Thunersee» im Eden Spiez

Leistungen:

- Ab zwei Übernachtungen
- Willkommensdrink, reichhaltiges Frühstücksbuffet, Kuchenauswahl am Nachmittag
- Zugang zum «Eden Spa»
- 10% Ermässigung auf Wellness-Behandlungen

Preise:

20% Ermässigung auf die Tagesrate:

- Komfort-Einzelzimmer: ab Fr. 240.–
- Komfort-Doppelzimmer Dorf: ab Fr. 470.–
- Komfort-Doppelzimmer See: ab Fr. 495.–
- Superior-Doppelzimmer Dorf: ab Fr. 520.–
- Superior-Doppelzimmer See: ab Fr. 575.– (inkl. MwSt., Service, exkl. Kurtaxe)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement online auf www.eden-spiez.ch oder über Telefon 033 655 99 00 oder per Mail: reservation@eden-spiez.ch. Bitte Buchungscode «Weltwoche» für Reservation im Jahr 2020 oder «Weltwoche1» für Reservation im Jahr 2021 angeben.

Bedingungen:

Das Angebot ist buchbar vom 1. November bis 23. Dezember 2020, vom 3. bis 21. Januar 2021 sowie vom 3. Februar bis 30. März 2021.

Veranstalter:

Eden Spiez, Seestrasse 58, 3700 Spiez.
www.eden-spiez.ch

Der Persilschein

Es gehört zum deutschen Selbstverständnis, ein Vorbild für die Welt zu sein.



Lich kann mich noch gut an den Tag erinnern, als ein bekannter deutscher Historiker erklärte, es gebe «Länder in Europa, die uns um dieses Denkmal beneiden». Er meinte das ebenso monströse wie sinnfreie Berliner Mahnmal zur Erinnerung an die sechs Millionen im Holocaust ermordeten Juden – oder wie man inzwischen sagt: «Jüdinnen und Juden». Es fehlte nicht viel, und der Historiker hätte sich dazu hinreissen lassen, zu behaupten, andere Völker würden uns um den Holocaust beneiden.

Finanzminister und Vizekanzler Olaf Scholz, ein Mann der Vernunft und der Mässigung, sagte vor kurzem in einer Talkshow, die in Deutschland praktizierte «Kurzarbeiterregelung» sei so gut, dass «die halbe Welt» sie «uns» nachmachen würde.

Es war in den letzten Wochen nahezu unmöglich, mit irgendjemandem ein Gespräch zu führen, das nicht mit dem Satz angefangen hätte: «Wir sind ja bis jetzt ganz gut durch die Krise gekommen», unterlegt mit Hinweisen auf Italien, Frankreich, Spanien, Belgien, Grossbritannien und – vor allem! – die USA, wo es nicht so gut gelaufen sei. «Unser» Gesundheitssystem sei eben besser. Jeder Corona-Kranke, der aus Belgien oder Frankreich in ein deutsches Krankenhaus verlegt wurde, kam in den «Tagesthemen» der ARD oder dem «Heute-Journal» des ZDF vor, als Beispiel deutscher Hilfsbereitschaft und technologischer Überlegenheit.

Und nun bekommen «wir» das weltbeste «Infektionsschutzgesetz», es heisst: «Drittes Gesetz zum Schutz der Bevölkerung bei einer epidemischen Lage von nationaler Tragweite». Es soll die Massnahmen zur Bekämpfung der

Corona-Pandemie auf eine «Rechtsgrundlage» stellen, was im Umkehrschluss bedeutet, dass es bis jetzt keine gab. Alle wichtigen Entscheidungen wurden im Corona-Küchen-Kabinett, bestehend aus der Kanzlerin und den Chefs beziehungsweise Chefinnen der sechzehn Bundesländer, getroffen und umgesetzt, wobei die Details von Land zu Land variierten.

Bis der Missstand sogar dem Präsidenten des Parlaments, Wolfgang Schäuble, auffiel, worauf er sich an die Abgeordneten wandte und diese aufforderte, endlich aus der Deckung zu kommen. Der Bundestag müsse, so Schäuble, «seine Rolle als Gesetzgeber und öffentliches Forum deutlich machen, um den Eindruck zu vermeiden, Pandemiebekämpfung sei ausschliesslich Sache von Exekutive und Judikative». Doch da hatte sich der «Eindruck» bereits verfestigt.

Hans-Jürgen Papier, ehemaliger Präsident des Bundesverfassungsgerichts, warnte davor, der Exekutive «einen Persilschein» zu geben, damit würde «die Abwägung zwischen Gesundheit und Freiheit dauerhaft an die Regierenden abgegeben». Weniger vornehm, mit einer Klarheit, die kaum jemand einer zum Dirigismus neigenden Partei zugetraut hätte, brachte es der Linken-Abgeordnete Jan Korte auf den Punkt. Die Abgeordneten von CDU/CSU und SPD müssten sich fragen, wie sie «so etwas» mit ihrem «Selbstverständnis als Abgeordnete» vereinbaren könnten. Die Ministerpräsidentenrunde, die im Büro der Kanzlerin tagen würde, habe «monarchische Züge» angenommen, da komme «der Hofstaat zusammen», dann werde «verkündet, was ist».

Das soll nun, mit dem dritten «Gesetz zum Schutz der Bevölkerung bei einer epidemischen

Lage von nationaler Tragweite», anders werden. Dem könnte man entgegenhalten, keine Regierung der Welt würde sich in einer Notlage von nationaler Tragweite damit aufhalten, in einem Gesetz nachzusehen, wie weit sie gehen darf. So wie keine Ambulanz auf dem Weg zu einer Unfallstelle an einer roten Ampel halten und warten würde, bis diese auf Grün umspringt.

In dem Gesetz, das letzten Mittwoch verabschiedet werden sollte, ist von «ermächtigen» und «Ermächtigung» die Rede. Juristen mag das kaltlassen, normale Menschen, die «Lingua Tertii Imperii» von Victor Klemperer gelesen haben, lassen solche Begriffe aufhorchen. Könnte es sein, dass der Bundestag die Bundesregierung ermächtigt, den Bundestag notfalls zu entmachten? Es steht kein viertes Reich vor der Tür, eher eine betreute, gesteuerte Demokratie, die im Notfall schnell reagieren muss. Was ein Notfall ist und wann er eintritt, bestimmt die Regierung.

So betrachtet, könnte das Corona-Management eine Art Generalprobe sein – für andere Krisen wie die Klimakrise, bei der es ja um das Überleben der Menschheit geht. Wenn das kein Notfall ist! Und wenn erst einmal der Pegel der Meere so weit gestiegen hat, dass man mit einem Boot zum Kölner Dom rudern kann, wäre es zu spät, um etwas gegen die Katastrophe zu unternehmen. Deswegen müssen «wir» jetzt handeln.

Sobald die Maskenpflicht aufgehoben wird, sollte jede Bürgerin und jeder Bürger verpflichtet werden, einen Rettungsring um die Hüfte zu tragen.

Ende mit Schrecken

Nr. 46 – «Was von Trump bleibt»
Editorial von Roger Köppel

Wieso erkennt Trump nicht, dass ihm der jetzige Verlust die grosse Möglichkeit gibt, sich in vier Jahren als Retter der USA anzubieten? Jetzt kann Biden alles versauen – und dann kann Trump bei seiner Wiederwahl alles in Ordnung bringen. *Peter Goldstern, Lessoc*

Wes Geistes Kind Trump ist, zeigt sich gerade jetzt, in der Zeit, in welcher der Übergang zur neuen Administration Biden bewerkstelligt werden sollte. Amerika und der freie Westen können von Glück reden, wenn die Amtszeit Trumps am 20. Januar 2021 fristgerecht ausläuft. Wahrscheinlich wird das unfriedlich geschehen, aber lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Roger Köppel sollte in seiner Einstellung gegenüber Trump aber über die Bücher gehen: Wer sich verhält wie ein Autokrat und es als Beleidigung empfindet, wenn er nicht geliebt und beweihräuchert wird, hat in einer traditionsreichen Demokratie wie Amerika nichts, aber auch gar nichts verloren. *Christophe Pochon, Biel*

Wenn sich einer fast immer danebenbenimmt, sagen wir in Bern: «Är isch e Gigu!» Dazu gibt es den *Gigu*-Faktor (von 1 bis 10). Er beinhaltet Merkmale wie Prahlucht, Selbstüberschätzung, Rücksichtslosigkeit, Beschränktheit und so weiter. Das primäre Problem mit Trump ist, dass sein *Gigu*-Faktor einfach zu hoch ist. Ist dieser erhöht, spielt es fast keine Rolle mehr, wenn so einem auch mal was gelingt. Mit einem ganzen Fuder an Beiträgen hat die *Weltwoche* nun versucht, Trumps *Gigu*-Faktor auf 3 zu drücken;

sein Faktor liegt aber schlicht bei 7. (Zur Verdeutlichung sei der *Gigu*-Faktor von Mussolini erwähnt: 10. Mao allerdings liegt sogar bei über 15.) Das Bemühen der *Weltwoche*, einen gnädigen Blick auf Trump zu erbetteln, ist aus meiner Sicht also ziemlich peinlich. Passt doch auf! Sonst rutscht ihr noch selbst in die *Gigu*-Skala für Zeitschriften. *Andreas Sommer, Bern*

Was kommt noch?

Nr. 45 – «Warum es keinen Lockdown braucht»
Beat Gygi über die Corona-Panikmacherei

Jeden Tag kommt eine neue Schreckensnachricht von selbsternannten Experten. Neu im Angebot: Social Distancing für Haustiere. Nicht genug, dass die Menschen vereinsamen, jetzt will man ihnen auch noch die vierbeinigen Freunde madigmachen. Zuvor wurde wegen einer Coronavirus-Mutation in vorauseilendem Gehorsam augenblicklich damit begonnen, Millionen Nerze umzubringen. Was kommt als Nächstes, um die Krone der Schöpfung zu schützen? Der Graben wird tiefer zwischen Corona-Verfechtern und -Skeptikern. Wenn überhaupt ein Dialog zugelassen wird, sprechen sie aneinander vorbei und bleiben gefangen in ihrer Angstblase. Wo die Angst regiert, finden rationale Argumente kein Gehör. *Catherine Brenner Sasaki, Arbon*

Frauenbild des Islam

Nr. 45 – «Das ist kultureller Selbstmord»
Interview von Urs Gehrig mit Ayaan Hirsi Ali

Das Interview mit Frau Ayaan Hirsi Ali sollte Pflichtlektüre sein für die Damen und Herren im linken und im grünen Lager. Es mutet paradox an, dass gerade Kreise, die Frauenrechte

vehement vertreten und Frauenquoten in allen möglichen Bereichen fordern, für eine masslose Zuwanderung aus dem islamischen Raum eintreten. Es wird Toleranz gepredigt gegenüber Menschen, die unserer Lebensweise, unseren Werten und mir als moderner westlicher Frau nicht einen Funken Toleranz und Respekt entgegenbringen, sondern nur Verachtung. Ich habe vier Jahre im arabischen Raum gelebt und gearbeitet und weiss also sehr wohl, wovon ich spreche. *Monika Singerl, Arbon*

Fragwürdige Tests

Nr. 45 – «Messen ohne Rücksicht auf Verluste»
Beat Gygi über Corona-Tests

Ein positives Testergebnis besagt keineswegs, dass der Betroffene an Covid-19 erkrankt ist. Was der Test lediglich nachweisen kann, sind «Schnipsel» eines Virus, das es – jetzt halten Sie sich fest – gar nicht gibt. Ich wiederhole: Das Covid-19-Virus wurde bislang weltweit – in isolierter Form – nirgends wissenschaftlich nachgewiesen. *Daniel Wirz, Zug*

Korrigenda

Nr. 45 – «Schäumchen vor dem Mund»
Kurt W. Zimmermann über die Wahlnacht in den USA

In der *Weltwoche* Nr. 45/2020 steht, SRF-Moderator Arthur Honegger habe in der US-Wahlnacht gesagt, ein Sieg Trumps wäre ein arges Debakel auch für die Schweiz. Arthur Honegger hat diese Aussage nicht gemacht. Wir entschuldigen uns beim Kollegen für den Fehler. *Redaktion Weltwoche*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Remo H. Largo (1943–2020)



Empathie und Bescheidenheit: Kinderarzt Largo.

Sollte sich mein Baby schon vom Rücken auf den Bauch drehen? Wieso spricht mein Kind noch nicht so gut wie das gleichaltrige Mädchen in unserem Wohnhaus? Solche Fragen beschäftigen verständlicherweise Eltern von Babys und Kleinkindern. Eltern machen sich Gedanken, ob die Tochter oder der Sohn sich normal entwickelt, und möchten erfahren, ob sie es selber richtig machen. Sie wissen, dass die Zukunft ihrer Kinder von ihnen abhängt. Kleinste Auffälligkeiten lösen Ängste aus. Wieso schnalzt der Sohn mit der Zunge? Wieso schlägt er seinen Kopf auf den Boden? Vor allem Eltern von Kleinkindern suchen nach klaren Kriterien, um sich abzusichern, dass sie nichts zu befürchten haben. Sie hoffen auf klare Normen, die beweisen, dass der Sohn oder die Tochter gesund ist und sie sich keine Sorgen machen müssen.

Remo Largo war ein Kinderarzt, der es verstand, Eltern zu beruhigen und ihnen eine Orientierung zu geben, ohne mit Normen zu argumentieren. Sein Buch «Babyjahre» wurde zur Pflichtlektüre junger Väter und Mütter. Das Geniale an diesem Buch war, dass es Eltern den Entwicklungsweg der Kinder aufzeigte, ohne das enge Normendenken, zu dem wir alle in herausfordernden Situationen neigen. Remo war sich bewusst, dass die enge Fixierung der Entwicklungsfortschritte in Altersabschnitte problematische Auswirkungen haben kann.

Äussert ein Kind mit zwei Jahren noch kaum ein Wort, oder kann es noch nicht hüpfen, dann wird Alarm geschlagen. Ein Nachhilfeprogramm muss organisiert werden, um den angeblichen Entwicklungsrückstand aufzuholen und das Kind zu fördern. Dieses Denken droht in vielen Kreisen und vor allem in der Schule überhandzunehmen. Defizite in Verhalten und Leistung werden aufgrund der Altersskalierung identifiziert und Förderprogramme aufgegleist. Das Aufwachsen wird zu einem Wettrennen auf einer Zeitachse. Es gilt, die definierten Leistungen zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erbringen. Bei mehr als der Hälfte der Kinder wird heute im Laufe der Kindheit ein Problem identifiziert, das eine therapeutische Intervention legitimiert.

Möglichkeit der Selbstgestaltung

Remo Largo dachte anders. Er betonte immer wieder, dass die Entwicklungsverläufe unterschiedlich seien und jedes Kind auf andere Weise seinen Weg ins Erwachsenenalter finde. Er warnte vor übermässigen Förderungsmassnahmen und Machbarkeitsglauben, die Kindern die Möglichkeit der Selbstgestaltung ihrer Entwicklung rauben. Mit seiner Botschaft, dass jedes Kind anders ist, distanzierte er sich auch wohltuend vom Skalierungs- und Normierungswahn, wie er heute vor allem im akademischen Diskurs über Kinder

und Jugendliche herrscht. Schlussfolgerungen aufgrund von persönlichen Beobachtungen und Gesprächen mit Kindern zu ziehen, wie es Remo Largo tat, gilt dort als unwissenschaftlich. Wer gültige Aussagen über die Entwicklung machen will, muss sie mit Zahlen und evidenzbasierten Forschungsdaten belegen, um ernstgenommen zu werden. Remo Largo stimmte nicht in diese Debatten ein und distanzierte sich von entsprechenden Paradigmen. Er blieb unabhängig. Dies führte auch dazu, dass seine Aussagen zur Schule zwar in einer breiten Öffentlichkeit grossen Widerhall fanden, in Fachdiskursen jedoch Nasenrumpfen auslösten. Zu idiosynkratisch seien seine Begriffe und zu exotisch seine Vorgehensweise. Remo Largo forderte zum Beispiel weniger Leistungsdruck und die Ausrichtung auf das Individuum.

Entscheidend bei Remo Largo war, dass der Ausgangspunkt seiner Schlussfolgerungen seine direkten Begegnungen mit Kindern und Jugendlichen waren. Er sprach nicht nur mit ihnen, sondern liess sich auch von ihren Zeichnungen und ihrem Spiel beeindruckt. Dank seiner grossen Empathie und seinem bescheidenen Auftreten gewann er das Vertrauen Hunderter Kinder und Jugendlicher, unter anderem jener, die über mehrere Generationen an seiner international anerkannten Langzeitentwicklungsstudie beteiligt waren. Diese Studie wurde bei der Invalidenversicherung zur Grundlage, um den Mehrbedarf an Hilfe für behinderte Kinder gegenüber gleichaltrigen gesunden Kindern festzustellen. Wenn Remo Largo von Bildungsexperten vorgeworfen wird, wenig Ahnung von der Schule zu haben, dann wird übersehen, dass dies Ausdruck seiner Stärke war. Er passte sich nicht dem politisch korrekten Meinungskanon an, der in Bildungskreisen herrscht, sondern drückte aus, was er beobachtete. Er wagte es darum auch, auf Probleme hinzuweisen, die ignoriert werden, kritisierte die Benachteiligung der Buben oder die Missachtung der Klasse als Gemeinschaft. Seine Aussagen basierten auf konkreten Erfahrungen.

Indem er eine eigenständige Meinung vertreten hat, hat er persönlich gelebt, was er in der Haltung Kindern und Jugendlichen gegenüber forderte: dem Kind zu ermöglichen, sich als Individuum ins Leben einzubringen.

Allan Guggenbühl

Asiens Freihandelspakt

China will mit vierzehn anderen Ländern den Zollabbau voranbringen. Was bedeutet das?



Die am Wochenende geschlossene Vereinbarung gilt als grösstes Handelsabkommen der Welt: China hat mit den zehn Asean-Staaten sowie Japan, Südkorea, Australien und Neuseeland nach jahrelangen Verhandlungen die Regional Comprehensive Economic Partnership (RCEP) auf den Weg gebracht. Der Pakt betrifft etwa 30 Prozent der Weltbevölkerung und einen ähnlich hohen Anteil des Welthandels. In diesem riesigen asiatisch-pazifischen Raum will man vor allem durch stufenweise Zollsenkungen die Wirtschaftsentwicklung beschleunigen. Das Ganze wirkt eindrücklich: China als zweitgrösste und Japan als drittgrösste Volkswirtschaft der Welt werden so in direkte Verbindung gebracht, hingegen hat der Riese Indien die Verhandlungen vor einer Weile verlassen.

Was bedeutet das Abkommen für die Schweiz? Ist zu befürchten, dass der Zugang von Schweizer Firmen zu diesen Märkten spürbar schwieriger werden könnte? Es spricht wenig dafür. Der RCEP-Zusammenschluss scheint nach den bisherigen Anhaltspunkten keine grosse Vertiefung des Handels durch weitreichende Eingriffe anzustreben. Im Vordergrund steht der Abbau von Zöllen, nicht die Errichtung periferer Handelsschranken. Die Zollreduktionen gehen zudem in eine ähnliche Richtung, wie es das Pflichtenheft der weltweit ausgerichteten Welthandelsorganisation (WTO) vorgibt. Die RCEP-Angelegenheit ist also nicht so wild.

Zudem unterhält die Schweiz bereits Freihandelsabkommen mit RCEP-Mitgliedern wie China, Japan, Südkorea, den Philippinen oder Singapur, viele Zugänge sind also schon sehr offen. Treibende Kraft des Abkommens ist

China, dessen Regierung den Zusammenschluss jetzt auch inszeniert als Aktion im Kräfteressen mit den USA, die unter Präsident Trump den Verhandlungen zu einem anderen Abkommen, der Transpazifischen Partnerschaft (TPP), und damit China den Rücken gekehrt haben.

Wichtig ist mit Blick auf die RCEP besonders die Beziehung zu China, und in dieser Hinsicht steht die Schweiz mit einem Freihandelsabkommen, das je nach Branche weitgehenden Marktzugang für Exporte wie auch Investitionen gewährt, gut da. Zu bedenken ist, dass die chinesische Regierung kürzlich ihre Strategie auf den Ausbau des Binnensektors fokussiert hat: Priorität haben Produktion und Konsum im Inland, die Aussenwirtschaft wird nach der Einschätzung von Beobachtern ein Anhängsel sein, das je nach Bedarf in den Dienst der internen Ziele gestellt wird.

Politischer Unternehmer

Wie gut ist die Zehnder-Gruppe aus dem Aargau in Europa vertreten? Die Informationen der Firma zeigen Niederlassungen in fast zwanzig europäischen Ländern und in China und den USA. Warum überhaupt diese Frage? Verwaltungsratspräsident und Eigentümerversorger Hans-Peter Zehnder trat vergangene Woche an einer Medienkonferenz unter dem Titel «Schweizer Unternehmer und Wirtschaftsvertreter lancieren Kampagne für besseres Rahmenabkommen» in Bern auf, zusammen mit weiteren Unternehmern aus Industrie und Finanzbranche, die sich in der Vereinigung Autonomiesuisse organisiert haben. Zehnder weiss also, wovon er spricht, wenn er kritisiert, dass mit der gegenwärtigen Fassung

des Rahmenabkommens zu viele Zugeständnisse gemacht würden und er damit Position gegen Economiesuisse bezieht.

Die Zehnder-Gruppe wurde 1895 in Gränichen gegründet, in den 1920er Jahren kam sie mit dem Motorrad «Zehnderli» auf den Markt, 1930 mit Europas erstem Stahlrohr radiator, und bei Heizkörpern blieb man bis heute. Hinzu kamen Lüftungssysteme. Die Gruppe mit einem Jahresumsatz von rund 600 Millionen Franken ist ein typischer Vertreter mittelgrosser Schweizer Industriefirmen, die zum Erfolg des Börsenindex Midcap beitrugen. Die Familie kontrolliert gut 51 Prozent der Stimmen. An der Börse hat sich der Kurs seit 1990 etwa verfünffacht.

Korsett für den UBS-Chef

Am Wochenende hat UBS-Verwaltungsratspräsident Axel Weber in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* auf die Frage, ob es demnächst zu einem Stellenabbau kommen werde, offiziell abgewunken. «Diese unsichere Zeit mit gedämpfter Wirtschaftsaussicht wollen wir nicht auf dem Rücken der Mitarbeitenden bewältigen», sagte er. Zu Beginn der Pandemie habe die UBS entschieden, derzeit keine neuen Restrukturierungsprogramme vorzunehmen. Dieser Auftritt ist brisant: Anfang Monat hat der Niederländer Ralph Hamers als Konzernchef begonnen, nun sagt der Verwaltungsratspräsident öffentlich, Restrukturierungen würden aufgeschoben. Das berührt Hamers' operatives Geschäft. Wo hat er noch freie Hand? Hinzu kommt die Ungewissheit, wie lange dieses Korsett gelten soll, wenn man die Pandemie als Begründung anführt. Niemand weiss, wann sie endet.

LITERATUR UND KUNST

Wie ein Tiktok-Video
eine alte Rockballade
neu trenden lässt.
Dominique Feusi, Seite 61

Herausgegeben von Daniel Weber

Frida Kahlo, «Mädchen mit Totenmaske», 1938 – Drei Jahre Ewigkeit, mehr ist einem Menschenleben nicht gegeben. Seine ersten drei Jahre. Den Rest verbringt er zuerst mit der Ahnung von Sterben, dann folgen ein paar kleine Unsterblichkeitsanwendungen in der Jugend und schliesslich die lebenslängliche Gewissheit der eigenen Endlichkeit.

Vielleicht war es für die mexikanische Malerin Frida Kahlo (1907–1954) anders, die Frau, die ein Krüppel war und trotzdem eine tanzende Diva, die dem Tod, der manisch hinter ihrem Leben her war, die Zunge zeigte und ihn mit Lebenslust bekämpfte. Vielleicht wusste sie schon, bevor sie überhaupt auf der Welt war, um das Sterben. Einen Monat lang schwamm sie im Bauch ihrer Mutter, da spaltete sich ihre Wirbelsäule, und sie kam als Zerbrochene auf die Welt. Die ersten drei Jahre konnte sie nicht laufen, weil ihr rechtes Bein viel zu kurz, zu dünn und zu schwach war, und ihre Welt war eine Isolation innerhalb der Wände ihres Elternhauses. Sie war ein Mädchen, dem der Tod eine Maske übergestülpt hatte. Vielleicht hatte sie mit sechs Jahren auch noch eine Kinderlähmung, es ist unklar. Als sie dann in die Welt hinaustrat, ging sie mit kleinen Schritten trotzdem dem Grossen entgegen.

Sie war achtzehn und lebenshungrig und besass das Gesicht eines Engels, der keine Unsterblichkeit in sich trägt, stieg in einen Bus, der verunfallte. Eine Stahlstange bohrte sich durch ihr Becken und ihre Vagina. Auf dem Krankenbett begann sie zu malen. Sie malte, auch, das Leben mit seinen duftenden Blüten, malte Blumen, damit sie nicht sterben, aber vor allem malte sie ihre Qual, ihre Seelenverletztheit, ihren Schmerz, ihre Einsamkeit.

Obwohl ihr Leben wehtat, suchte sie Zuflucht darin, sie trank, sie liebte, sie malte, sie war eine Schlampe und gleichzeitig eine Göttin. Kurz vor ihrem Tod musste ihr Fuss amputiert werden. Sie sagte, was alle Engel sagen: «Wozu brauche ich Füsse, wenn ich Flügel habe zum Fliegen?»

Michael Bahnert



«Ich male Blumen, damit sie nicht sterben.»

Wenn jede Silbe zählt

Die neue Übersetzung von Flauberts «Education sentimentale» muss jeden Interpreten neidisch machen.

Edi Zollinger

Gustave Flaubert: Lehrjahre der Männlichkeit. Aus dem Französischen von Elisabeth Edl. Hanser. 800 S., Fr. 58.90

Kein anderer Autor hat die europäische Romanliteratur derart beeinflusst wie Gustave Flaubert. So unterschiedliche Schriftsteller wie Oscar Wilde, Maxim Gorki oder Marcel Proust sahen in ihm ihr grosses Vorbild. Auch Hugo von Hofmannsthal und Franz Kafka verehrten ihn. Sartre nannte Flaubert den Erfinder der modernen Erzählkunst. Und für Heinrich Mann war er gar «der Heilige des Romans». Und dies nicht etwa, weil Flaubert atemberaubende Geschichten mit unvergesslichen Charakteren geschaffen hätte.

Flauberts Romane lassen sich nur schlecht nacherzählen, und seine Hauptpersonen sind eher durchschnittliche Menschen, die nicht einmal grossartig zu scheitern verstehen. Emma, die Titelfigur von «Madame Bovary», häuft in irgendeinem Kaff in Nordfrankreich Schulden an, bis sie zum Schluss in den Giftschränk des Apothekers greift und an einer Handvoll Arsen krepirt. Félicité liegt am Ende von «Un cœur simple» taub und schwach im Bett und sieht, kurz vor dem Tod, an Stelle einer erlösenden Marienerscheinung ihren eigentlich längst ausgestopften Papagei Lulu über sich schweben. Und Frédéric, der sich auf den ersten Seiten der «Education sentimentale» unsterblich in die Frau des zwielichtigen Kunsthändlers Arnoux verliebt, schaut im letzten Kapitel auf ein verkanntes Leben zurück. Weder die atemberaubende Lebedame Rosanette noch die steinreiche Witwe Dambreuse oder das Dorfmadchen Louise konnten ihn Madame Arnoux vergessen lassen. Und er ist auch kein grosser Künstler oder ein angesehenes Mitglied der Pariser Gesellschaft geworden. Der Höhepunkt seines Lebens? Ein missglückter Besuch im Puff.

Flauberts Romane bleiben uns weniger wegen ihres Inhalts als wegen ihrer Form in Erinnerung. Es geschieht nicht viel Packendes, aber das wenige wird meisterhaft erzählt. So meinte der «Heilige des Romans» selbst ein-

mal, er möchte am liebsten ein Buch über gar nichts schreiben, «un livre sur rien», das allein durch seinen Stil zusammengehalten werde. Und an diesem Stil hat er sich abgerackert. Ununterbrochen schliff Flaubert am Satzbau, an den Sprachbildern, an der Lautmelodie, bis alles sass. Bei aller Arbeit am Stil entstand dennoch keine gekünstelte Scheinwelt, sondern ein Romanuniversum, das bis heute als beispiellos realistisch gilt. Kein Wunder, hat Roland Barthes sein Paradebeispiel für einen «Realitätseffekt» bei Flaubert gefunden. Doch davon später mehr.

Wie aus einem Guss

Im heiligen Text zählt jede Silbe. Schlichtweg alles ist von Bedeutung. Oder mit den Worten der Übersetzerin Elisabeth Edl: «Die Spannweite von Flauberts Sprache ist so austariert, dass keine Silbe zu viel und keine zu wenig stehen darf.» Das klingt nach einer Übertreibung – ist es aber nicht. Vor acht Jahren erschien Elisabeth Edls hochgelobte Neuübersetzung von «Madame Bovary». Fünf Jahre später kamen die «Drei Geschichten» hinzu. Und jetzt also die «Lehrjahre der Männlichkeit».

Hier soll nicht näher auf den etwas überraschenden neuen Titel eingegangen werden. Elisabeth Edl erläutert und begründet die Wahl in ihrem Nachwort überzeugend. Auch

soll ihre Übersetzungskunst nicht an einer der berühmten Stellen des Romans, an Frédéric's erster Begegnung mit Madame Arnoux etwa, illustriert werden. Lieber halten wir die Lupe über eine der unscheinbaren Passagen, die den schnellen Leserinnen und Lesern leicht entgehen könnten – und an denen sich darum die Qualität einer Übersetzung, für die jede Silbe zählt, besonders schön zeigen lässt.

Im vierten Kapitel des zweiten Teils fordert Frédéric den Vicomte de Cisy, eine erbärmliche Witzfigur, zum Duell. Vor dem Zweikampf macht sich der Vicomte fast in die Hose. Sein Degen zittert an der Spitze wie eine Reitpeitsche,

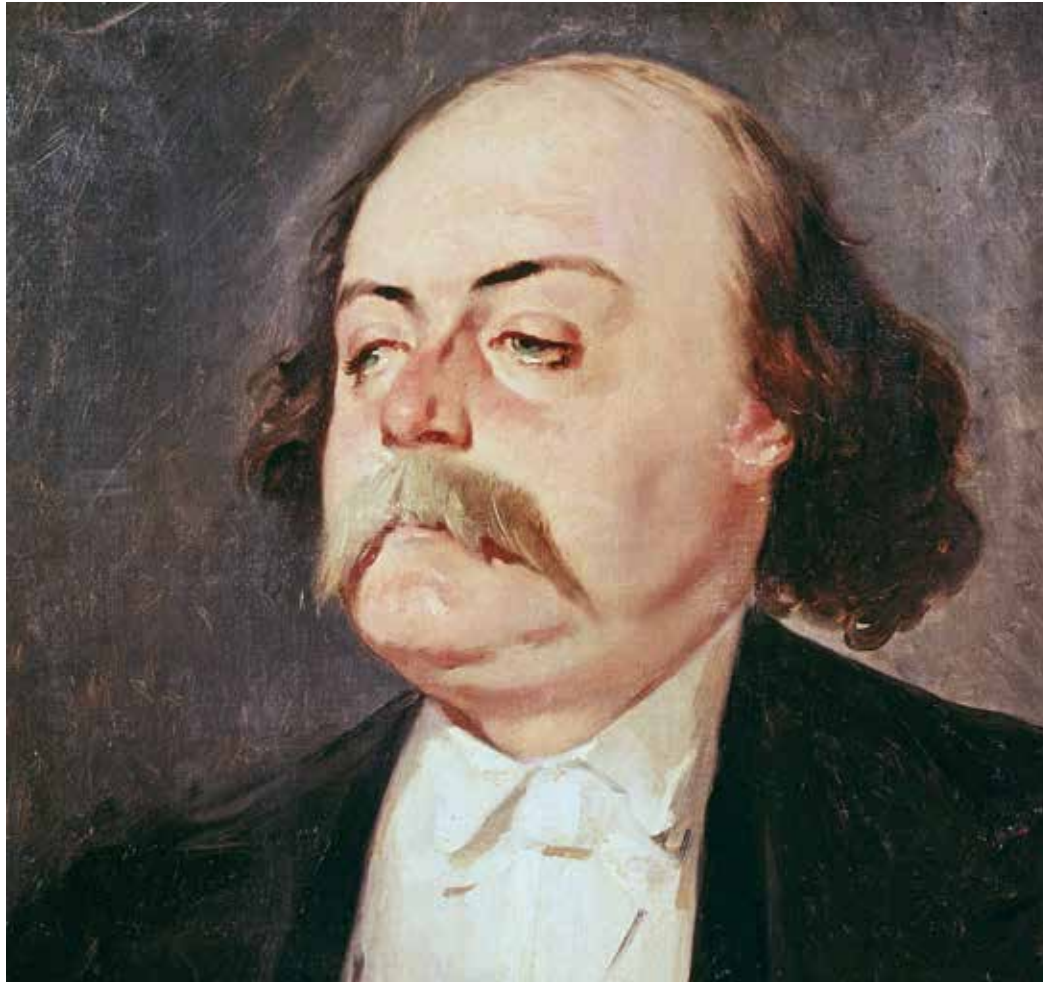
Sartre nannte Flaubert den Erfinder der modernen Erzählkunst.

heisst es. Dann wird Cisy plötzlich leichenblass, sein Kopf sackt nach hinten, die Arme spreizen sich, er fällt ohnmächtig um. Und weil er sich bei seinem Sturz den Daumen aufschürft, fliesst etwas Blut. Das Duell ist vorbei.

Wenn das stramme Schwert des Helden in der Literaturwissenschaft gern als unverblühtes Phallussymbol verstanden wird, dann verrät Cisy's schlackernde, dünne Stichwaffe, dass ihr Besitzer im Duell seinen Mann nicht wird stehen können. Flaubert bereitet die Pointe von langer Hand vor. Er gibt seinem kläglichen Versager einen Namen, der eigentlich schon bei dessen erstem Auftritt alles sagt. Elisabeth Edl erklärt es in einem Kommentar zur Stelle: «Cisy ist ein sprechender Name, man denkt unweigerlich an das ganz gleich ausgesprochene Wort <zizi> (Zipfelchen, Pimmel).»

Bei Namen, so denkt der Leser von Edls Kommentar, muss auch die Meisterin passen und sich mit einer Erläuterung begnügen, weil das, was ein Autor seiner Figur an Informationen in den Namen gepackt hat, bei der Übertragung in eine andere Sprache zwangsläufig verlorengeht. Schaut man sich allerdings Cisy's ersten Auftritt im Roman etwas genauer an, wird klar, dass Edl auch hier eine Lösung gefunden hat.





Am liebsten ein Buch über nichts: Erzähler Flaubert.

Der Abschnitt endet bei Flaubert mit der Bemerkung, der Vicomte sei ein «nigaud». Frühere Übersetzungen wählten dafür Wörter wie «Strohkopf», «Dummkopf» oder «Hohlkopf». Oder es hiess einfach, der Vicomte sei «beschränkt». Bei Edl baumelt am Ende des Abschnitts, an dessen Anfang Vicomte de Cisy steht, das Wort «Einfaltspinsel» – und damit der verlorengegangene doppeldeutige Pinsel, den der Vicomte nicht nur im Namen, sondern als *vit*, für Penis, auch in seinem Adelstitel trägt. Sowohl im Original als auch in Edls Übertragung wird klar: Dieser Cisy ist ein kleines Würstchen, eine jämmerliche Pfeife. Die Qualität einer Übersetzung, für die jede Silbe zählt, zeigt sich noch im unscheinbarsten Detail. Alles wird von Edl mit gleicher Sorgfalt behandelt. Und das Ganze ist wie aus einem Guss. Nie hat man bei ihr das Gefühl, eine Übersetzung zu lesen.

Noch einmal zurück zum realistischen Detail. Lange vor Elisabeth Edl war der grosse französische Philosoph und Literaturwissenschaftler Roland Barthes der Überzeugung, dass in literarischen Texten selbst die kleinste Einzelheit zähle. Alles hat seine Funktion. Und sollte diese nur darin bestehen, die Lesenden glauben zu machen, es werde die Wirklichkeit erzählt. Barthes nennt solche auf den ers-

ten Blick «unnützen Details» in erzählenden Texten «Realitätseffekte». Sein Paradebeispiel für einen «effet de réel» hat er in einem Satz des von ihm hochverehrten Flaubert gefunden. Er steht in der Beschreibung des Hauses von Madame Aubain auf der ersten Seite von «Un cœur simple». Er lautet so: «Ein altes Klavier trug, unter einem Barometer, pyramidenförmig gestapelt Schachteln und Kartons.»

Wenn Barthes noch bereit ist, in der Nennung des Klaviers einen Hinweis auf die gesellschaftliche Stellung der Hausbesitzerin zu erkennen und die Schachteln und Kartons als Zeichen einer gewissen Unordnung oder gar Verwahrlosung im Haushalt Aubain zu deuten, dann scheint ihm der Barometer keine ähnliche Zusatzinformation zu tragen. Barthes ist davon überzeugt, dass Flaubert den Luftdruckmesser nur darum nennt, damit wir denken, es gebe das Haus von Madame Aubain wirklich.

Neidisches Unterbewusstsein

Natürlich kann man sich fragen, warum Roland Barthes unter allen möglichen Beispielen für «unnütze Details» in Flauberts Beschreibungen ausgerechnet den Barometer gewählt hat. Vielleicht liegt es daran, dass wir, wie Sigmund Freud meinte, gerne bereit sind,

in einem Text, der uns auf besondere Weise angeht, Hinweise auf uns selbst zu finden. Plötzlich lesen wir darin unseren eigenen Namen, um bei näherem Hinsehen zu erkennen, dass da irgendein anderes Wort steht. Genauso, denke ich, wird es auch Roland Barthes ergangen sein, als er in Flauberts «baromètre», wahrscheinlich ohne es zu merken, seinen eigenen Namen erkannte: In «ba-ro-mètre» klingt «Barthes Roland» mit. Flauberts grosser Bewunderer wird sich unbewusst gesagt haben: «Wenn ich dieses Werk schon nicht selber schreiben kann, dann finde ich wenigstens mich selbst in ihm wieder!»

Eine ganz ähnliche Erfahrung macht der Autor dieser Zeilen jedes Mal, wenn er eine neue Flaubert-Übersetzung von Elisabeth Edl in den Händen hält. Für einen Sekundenbruchteil glaubt er jeweils, auf dem Bucheinband unter dem Titel sich selbst zu erkennen. Bis er begreift, dass ihm in den Worten «Neu übersetzt von Elisabeth Edl» nur der Nachname der Übersetzerin als sein eigener Vorname erscheint. Sein neidisches Unterbewusstsein macht ihn zum Schöpfer eines wunderbaren Werks, das er selber niemals hervorbringen könnte. Das kann nur die höchste Meisterin ihres Fachs, Elisabeth Edl.

Buch der Bücher

Thomas Bodmer

Michael Maar: Die Schlange im Wolfspelz.
Das Geheimnis grosser Literatur.
Rowohlt. 656 S., Fr. 51.90

«Viele schreiben nicht mehr, sondern treiben Stil», polemisierte der 26-jährige Friedrich Dürrenmatt ums Jahr 1948 und fuhr fort: «Wer Stil treibt, vertreibt sich nur die Zeit. Stilistisch zu gut geschriebene Bücher machen das Lesen zu einer Fleissaufgabe.»

Man kann also sicher sein, dass der sich selbst als «Gedankenschlosser» bezeichnende Dürrenmatt das neue Buch von Michael Maar nicht hätte lesen wollen, denn darin geht es genau darum, um Stil, also um die Frage: Warum möchten wir von der Autorin K. möglichst alles lesen, und warum stösst uns Autor M. eher ab? Einen besser für so ein Stilbuch geeigneten Autor als Maar, Jahrgang 1960, dürfte es kaum geben. Er ist unter den gegenwärtig schreibenden deutschsprachigen Kritikern der grösste Stilist. Seine Spezialgebiete sind Thomas Mann, Marcel Proust, Vladimir Nabokov, er hat aber auch das klügste Buch über das Phänomen Harry Potter geschrieben.

Unfehlbare Stilisten

An «Die Schlange im Wolfspelz» muss er jahrelang gearbeitet haben: Allein das Literaturverzeichnis umfasst mehr als 250 Titel. Doch auch wenn er sich auf deutschsprachige Literatur von Goethe bis heute beschränkt und auch wenn sein Buch stattliche 656 Seiten umfasst, hat er das Problem, das jeder Mensch hat, der eine Auswahl trifft, sei es als Anthologe oder eben als Stilkritiker: Unweigerlich werden sich Leserinnen und Leser fragen, warum X aufgenommen wurde, Y aber nicht, dabei sei doch Y viel, viel wichtiger als X.

Im Folgenden sei versucht, nicht über das zu klagen, was in diesem Buch der Bücher alles fehlt, sondern davon zu schwärmen, was drinsteht. Die eine oder andere Kritikelei werden wir uns aber nicht verkneifen können, ebenso wenig wie die Verwendung des Pluralis Modestiae, dessen sich auch Maar bedient.

Gegliedert ist das Buch in sechs Abteilungen und einen Anhang. Um die Frage «Was ist Stil?» geht es zu Beginn, und da stellt Maar die «Regel 1: Man ist Stilist, oder man ist es nicht» auf, um sie gleich zu widerlegen: «Wir finden bei Goethe ganz schwache Sätze und fänden nach eifrigem Suchen selbst in den «Sternstunden der Menschheit» ein paar gute.» (Ja, der arme Stefan Zweig muss immer wieder als Watschenmann herhalten, wenn es Maar darum geht, zu zeigen, was schlechter Stil sei.) Maars «Regel 2,



Unverkennbarer poetischer Klang: Autor Maar lobt Brigitte Kronauers Stilsicherheit.

modifiziert» lautet: «Es gibt ein paar unfehlbare Stilisten. Schopenhauer, Hebel, Gottfried Keller, Kafka.» Und seine «Hauptregel»: «Es gibt keine Regeln, jedenfalls kann man sie alle brechen. Aber man muss es können.»

Und Maar kann. Er schreibt höchst elegant und oft sehr witzig. Das Einzige, was er nicht kann, sind Konjunktive: Allzu oft steht da «hätte», wo «habe» stehen müsste, «wäre» statt «sei», «gäbe» statt «gebe». Da hätte man sich ein gründlicheres Lektorat gewünscht. Aber damit sind wir beim Zählen von Fliegenbeinen. Als solche empfinden viele Leute die Satzzeichen: Gehört hier ein Komma hin, ein

Strichpunkt oder gar ein Punkt? Maar widmet der Frage ein ganzes Kapitel, bevor er sich falschen relativen Anschlüssen – «Wir brachten die Wurst der Tante, die wir sotten und danach tranchierten» –, Lauten, Verben, Adjektiven und schliesslich dem Satzbau widmet.

Wie Grimm den Märchentön erfand

Sein Lieblingsgebiet ist freilich die Metapher (na klar, der Mann ist Nabokov-Verehrer), und von ihr kommt er zur Katachrese, dem Metaphernsalat. In ihrem Debütroman «Vienna» (2007) lässt Eva Menasse mit grosser Lust ihre Figuren Fremdwörter und Redensarten

durcheinanderbringen, und daher stammt denn auch der kühne Titel von Maars Buch «Die Schlange im Wolfspelz».

Am stärksten ist der Autor immer dann, wenn er ganz genau hinschaut: Allein schon seine Darlegung der Qualitäten von Robert Musils Prosastück «Das Fliegenpapier» ist den Preis des Buches wert. Wunderbar auch, wie er anhand von drei Fassungen des «Froschkönigs» zeigt, wie Wilhelm Grimm persönlich jenen Märchenton erfand, von dem wir geglaubt hatten, er sei dem Volksmund abgelauscht.

Am schwächsten ist Maar, wenn er sich zu sehr auf Vorgänger verlässt: So geht seine Demontage von Novalis allzu deutlich auf Peter Hacks' «Zur Romantik» zurück, eine Schmähschrift, der etwas Pathologisches anhaftet: Laut Hacks waren sämtliche deutschen Romantiker drogensüchtig sowie englische Spione. Und wie kann Maar über die Romantik schreiben, ohne E. T. A. Hoffmann auch nur zu erwähnen?

Kein Fachchinesisch

Im Kapitel über zeitgenössische Autorinnen und Autoren fragt man sich dann, warum Maar einen Niklaus Meienberg, der durch seine gezielte Verwendung von Helvetismen in den siebziger Jahren die kraftvollste Schweizer Prosa schrieb, ausser Acht lässt, dafür aber eine vergleichsweise anämische Autorin wie Gertrud Leutenegger lobt (die er zudem

«Es gibt keine Regeln, jedenfalls kann man sie alle brechen. Aber man muss es können.»

immer «Gertrude» nennt). Sollte hier einfach der Frauenanteil vergrössert werden? Doch genug gekrittelt. Denn dafür ist «Die Schlange im Wolfspelz» einfach zu gut. Wo, ausser bei Michael Maar, sind sogar die Anmerkungen lesenswert? Wer hat uns je so viel Lust gemacht, vors Bücherregal zu treten und mal wieder Brigitte Kronauers Reclam-Bändchen «Die Kleider der Frauen» herauszuklauben oder sich doch einmal an Jean Paul zu wagen? Und das Schönste ist, dass Maar nie ins Fachchinesische verfällt. Er ist immer klar verständlich – und für Überraschungen gut: Wer glaubt, all seine Lieblingsautorinnen und -autoren aufgrund von Zitaten zweifelsfrei identifizieren zu können, mache Maars Literaturquiz II, eine ebenso ernüchternde wie erheiternde Erfahrung. «Die Schlange im Wolfspelz» gehört zu den raren Büchern, die man immer wieder aus dem Regal holt, um etwas nachzuschlagen. Und mit Sicherheit liest man jedes Mal viel länger darin, als man ursprünglich beabsichtigt hatte.

PS: Dürrenmatt gehört zu den Autoren, die es laut Maar zu seinem Bedauern nicht mehr aus dem Wartesaal in den Richtung Erscheinungstermin abfahrenden Zug geschafft haben.

Wider das Lagerdenken

Daniel Weber

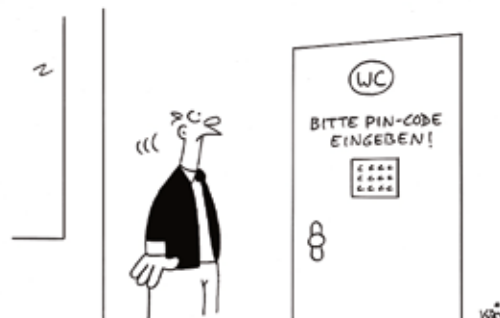
Hamed Abdel-Samad: Aus Liebe zu Deutschland – Ein Warnruf. DTV. 224 S., Fr. 29.90

Oft ist es der Blick von aussen, der klarer erkennt, wenn etwas im Argen liegt. Aber Hamed Abdel-Samad, der diesen «Warnruf» verfasst hat, ist längst kein Aussenstehender mehr: 1972 in Ägypten geboren, ist er seit 25 Jahren deutscher Staatsbürger, ein beeindruckender Intellektueller, der mit seinem neusten Buch seiner Wahlheimat eine tiefempfundene Liebeserklärung macht. Die Liebe macht ihn jedoch nicht blind. Was er in Deutschland gesucht und gefunden hat – Demokratie, Meinungsfreiheit, Toleranz –, sieht er zunehmend gefährdet.

Abdel-Samad ist nicht der Erste, der eine Verhärtung der Diskussionskultur in Deutschland beklagt, in der es nicht länger um den Wettstreit der Argumente, sondern um ideologische Ausgrenzung geht. Sein Verdienst ist es, dass er nach den Gründen dafür sucht. Und Gesprächspartner findet, die ihn in seinem Willen zu verstehen weiterbringen. Was hält Deutschland im Innersten zusammen? Warum tut sich das Land so schwer mit einer Werte- und Identitätsdebatte und überlässt sie den lauten Stimmen am linken und rechten Rand? Wieso sind Selbstüberschätzung und Selbstzweifel so mächtige Kräfte in der deutschen Geschichte?

Der Autor bekommt Antworten unter anderem vom Historiker-Doyen Heinrich August Winkler: «In der kollektiven Erinnerung der Deutschen bildet der Dreissigjährige Krieg das Urtrauma. Zu seinen langfristigen Folgen gehörte eine verstärkte Unterordnung der Bürger unter die weltlichen Obrigkeiten.» Oder vom ehemaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck: «Eine linksliberale Leitkultur hat zwar dafür gesorgt, dass wir die Fakten akzeptieren und Schuld nicht leugnen, aber sie hat häufig auch dafür gesorgt, dass wir unseren positiven Potenzialen nicht trauen.»

Die Vertiefung in die deutsche Geschichte verschafft Abdel-Samad das Rüstzeug, sich mit drängenden Gegenwartsproblemen zu befassen:



der «Verengung des Diskursraums» bei Themen wie Islam, Migration oder Klimawandel, die in eine gefährliche Selbstzensur mündet. «Gesellschaftlichen Umwälzungen kann man nicht begegnen, indem man die Debatte darüber einfach nicht führt.»

Unermüdlich appelliert er an die politische Mitte – zu der er sich selber zählt –, keine Meinung zu tabuisieren, nur weil sie aus einer missliebigen Ecke kommt. «Das Lagerdenken muss aufhören.» Und ebenso unermüdlich macht er sich stark für die «Kultur des Zweifels und des Sich-Infrage-Stellens».

Aus diesem Impuls heraus sucht er auch den Dialog mit Sawsan Chebli, der Berliner SPD-Staatssekretärin für bürgerschaftliches Engagement. Die muslimische Politikerin, die sich als Hassfigur für die Rechten sieht, hat auch Abdel-Samad «Hetze» vorgeworfen, weil er sie dafür kritisierte, dass sie mit Vereinen zusammenarbeite, die Erdogan und den Muslimbrüdern nahestehen. Ihm leuchtet nicht ein, «dass man aus moralischen Gründen mit der AfD nicht redet, aber aus pragmatischen Gründen mit Islamisten verhandelt». Das Gespräch endet nicht in Minne, aber es ermöglicht den Austausch von Argumenten. «Das ist, wie ich finde, ein guter Anfang.»

Überprüfung der eigenen Werte

Was das Buch von Abdel-Samad so lesenswert macht, ist nicht zuletzt die Verschränkung von politischer Analyse und persönlichen Erfahrungen. Dass er, der vom Vater dazu ausersehen worden war, ein Imam zu werden, und schon als Dreijähriger den Koran auswendig lernen musste, nach vielen Brüchen in seiner Biografie seinen eigenen Weg fand, verdankt er seiner neuen Heimat. «Erst Deutschland hat mir ermöglicht, diesen Wandel zuzulassen. Es hat mir einen Spiegel vorgehalten und in mir eine Überprüfung meiner eigenen Werte und Überzeugungen in Gang gesetzt.»

Von eigenen Erfahrungen geprägt ist auch seine pointierte Haltung zu Migration und Integration. Er diagnostiziert eine erschütternde Konzeptionslosigkeit, die sich nur durch «ein neues deutsches Selbstverständnis» überwinden lasse, durch eine Versöhnung Deutschlands mit sich selbst, die eine offene Wertedebatte zwingend erfordert. Abdel-Samad beschliesst sein Buch mit einem Plädoyer für den mündigen, selbstbestimmten Bürger, für Pluralismus statt Multikulturalismus, für den Vorrang der Individualität gegenüber der Identität. «Es ist nicht wichtig, wo man herkommt, sondern, wo man hinwill.»

Dass er selber seit 2013, als wegen seiner islamkritischen Aussagen eine Fatwa über ihn verhängt wurde, unter permanentem Polizeischutz leben muss, erwähnt Abdel-Samad nur beiläufig. Ohne zu klagen, bezahlt er den Preis dafür, dass er sich die Meinungsfreiheit nicht nehmen lässt.



Wie ein Fisch im Wasser: Stadtführer Bienert.

Literarische Berlin-Begehung

Bernadette Conrad

Michael Bienert: Das kunstseidene Berlin. Irmgard Keuns literarische Schauplätze. Verlag Berlin Brandenburg. Fr. 31.90

Literarische Berlin-Führungen:
www.text-der-stadt.de

Wie dumm, dass es ausgerechnet die Turmspitze der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nicht mehr gibt. Der Rest der Kirche ist ja als zerstörtes Mahnmal inmitten des Kurfürstendamms stehengeblieben. Von Verkehr umbrandet, von Shopping-Malls umgeben, erinnert sie auch heute noch an die Verwüstungen und die Gewalt der Weltkriege, die im 20. Jahrhundert gerade auch Berlin mit voller Kraft trafen.

«Es ist fast ein Wunder, aber die Kindheitsorte von Irmgard Keun sind alle erhalten», sagt Michael Bienert, langjähriger literarischer Stadtführer und Berlin-Experte, mit dem ich aus einer Seitenstrasse heraus den Ku'damm in Richtung Kirche hinunterschaue. 1905 war die Neugeborene aus gutbürgerlichem Haus in der Gedächtniskirche getauft worden. Bienert führt aus, dass diese Sichtachse mit Blick auf die Kirche für die Schriftstellerin lebenslang – auch symbolisch – bedeutsam geblieben sei.

«Ich arbeite weiss Gott gern und liebe meine Arbeit mehr als alles auf der Welt», schrieb Keun 1933, nachdem die Nationalsozialisten

an die Macht gekommen waren. «Aber jetzt und hier arbeiten? Ich komme mir vor, als wenn ich mit meiner Schreibmaschine oben auf dem Turm der Gedächtniskirche sässe und dankbar sein muss für jedes Wetter, das keinen Wind macht, der mich runterweht.» Denn oben angekommen war sie: Im Oktober 1931 war Keuns erster Roman, «Gilgi, eine von uns», erschienen und hatte die unbekannte 26-Jährige direkt nach oben auf die literarische Erfolgsspur katapultiert. Nicht nur Kurt Tucholsky und Alfred Döblin sagten ihr eine grosse Zukunft voraus.

Kästner, Döblin, Brecht

Im literarischen Berlin zwischen Kaiser- und Nachkriegszeit bewegt sich Michael Bienert wie ein Fisch im Wasser. Bei fast jedem Wetter führt er seit Mitte der 1990er Jahre, damals frischgebackener Literaturwissenschaftler, Gruppen durch jenes Berlin, das Autoren wie Erich Kästner, Alfred Döblin oder Bertolt Brecht bewohnten und auf das sie sich literarisch bezogen. Aber nicht nur. Bienert hat für diese Form der «Berlin-Begehung» auch ein eigenes Buchformat entwickelt. Die Bände «Kästners Berlin», «Döblins Berlin» und «Brechts Berlin» führen in spannenden Kapiteln zu Leben und Werk durch eine Stadt, die es in grossen Teilen nicht mehr gibt, die aber dank reichhaltigem historischem und aktuellem Bildmaterial in diesen Bänden noch einmal ersteht.

«Jetzt war es höchste Zeit für eine Autorin aus dieser Zeit», sagt Bienert, während wir die vom Ku'damm abgehende Meinekestrasse hinunterlaufen. Denn obwohl keineswegs als Reihe geplant, machte der Erfolg der ersten

Bände Mut für weitere. Vor dem Haus Nummer sechs bleiben wir stehen, und Bienert weist auf eine oben am weissgestrichenen Gründerzeithaus angebrachte Gedenktafel hin. Das prunkvolle Haus mit vorgezogenen Erkern, hohen Etagen und gepflegtem Innenhof ist Keuns Geburtshaus. Wo heute Anwälte und Schönheitschirurgen praktizieren, wohnte vor fast 120 Jahren der Pharmazieunternehmer Eduard Keun mit Gattin Elsa Charlotte und der Erstgeborenen, Irmgard, für einige Jahre.

1913 zog die Familie nach Köln. Lebenslang seelisch gut geborgen bei diesen Eltern, nahm die junge Autorin, die 1931 Köln wieder gegen Berlin eintauschte, die Kraft für ihren scharfsinnig-kritischen Blick hinter die Fassaden der bürgerlichen Doppelmoral womöglich von ihnen mit. 1932 erschien Keuns berühmtester Roman, «Das kunstseidene Mädchen», in dem die junge Stenotypistin Doris im September 1931 in Berlin ankommt und alles dafür tut, um, der armen Herkunft zum Trotz, «ein Glanz zu werden». Dass der Preis dafür – egal, wie sie es biegt – immer die Abhängigkeit von einem Mann ist, weiss Doris nach ihrer mit illusionslosem Witz und geistreicher Schärfe erzählten, schrecklich-schönen Odyssee durch Berlin glasklar. Das war nichts für die neuen Herren: Schon Anfang 1933 steht Irmgard Keuns Name auf der ersten schwarzen Liste der Nationalsozialisten.

Zurück auf dem Ku'damm, wirft man der Kirche ohne Spitze noch einen Blick zu. Den damals in dichter Nachbarschaft gelegenen Lieblingsorten der Künstlerin – Capitol-Kino, Gloria-Palast, «Romanisches Café» – begegnet man

nicht nur in ihrem Werk und Leben, sondern auch bei ihren berühmten Zeitgenossen. Erich Kästner zum Beispiel, der im «Café Leon» sass, «um braun zu werden», wie er lapidar notierte. Er schrieb dort, und in der ersten Etage wollte er einen grossen «Mittagstisch für Notleidende veranstalten». Das war 1931 in der Weltwirtschaftskrise bitter nötig – und erschien Kästner als Möglichkeit, seinen berühmten Namen für eine gute Sache einzusetzen. Auch ihm waren die Nazis höchst suspekt – und er ihnen ein Dorn im Auge. Sein Roman «Fabian» kann als zeitkritischer Berlin-Roman dieser Jahre als eine Art männliches Gegenstück zum «Kunstseidenen Mädchen» angesehen werden.

«Man kann die Stadt lesen wie einen Text», resümiert Bienert, als wir einen Hinterhof neben der Vaganten-Bühne betreten. Hier, in Trude Hesterbergs Kabarett, war Brecht 1922 «mit der Klampfe» aufgetreten – begierig darauf, ganz nach Berlin umzuziehen. Auch er hat, denke ich beim Rückweg zur U-Bahn, wie seine klug und komplex schreibende Kollegin Keun oder wie Döblin und Kästner, den Text der Stadt um viele Schichten angereichert. Michael Bienerts Bücher helfen dabei, diesen Text zu entziffern, der ja, wenn man ihn ernst nimmt, den eigenen Blick in die historischen und gesellschaftlichen Tiefenschichten des Lebens schärft.

Bevor ich in die Bahn steige, werfe ich noch einen letzten Blick zur Gedächtniskirche. Und fast scheint es mir, als könnte ich jetzt die Kirchturmspitze sehen.

Drogen in Bern

Anton Beck

Roland Reichen: Auf der Strecki. Der gesunde Menschenversand. 128 S., Fr. 29.90

«Beim Fänstand könnte man den Renn-Overall vom Räckkönen haben – für 290 Euro! Shit, und ich habe dem Meggi doch versprochen, dass ich ihm ein McLaren-Leibli heimbringe, da kostet das billigste auch schon einen Vierziger!» Diesem Kauderwelsch aus Schriftdeutsch und Berner Dialekt bleibt der Autor Roland Reichen bis zum Schluss seines Romans «Auf der Strecki» treu.

Manchmal wirkt das originell, manchmal entsteht aber der Eindruck, Reichen wolle seine Leser hochnehmen: «Ich war immer gern beim Grossmuetti. Zusammen taten wir tagsüber jäten im Garten, Erdbeeri und Bohni ablesen.» Das Stilmittel wirkt an Stellen wie diesen auf die Spitze getrieben und erzwungen. Unüberhörbar ist die Anlehnung an Gotthelf – Reichen arbeitet an der Universität Bern an

einer Gotthelf-Gesamtausgabe mit. Jeremias Gotthelf wusste genau, wie wirkungsvoll sich Hochdeutsch und Dialekt aneinander reiben können.

Heutig ist hingegen die Fäkalsprache, mit der Reichen den Alltag einer Familie am unteren Ende der Gesellschaft erzählt. Der Vater arbeitslos, die Mutter abwesend, der Bruder drogensüchtig, der Ich-Erzähler Pfleger im Heim, doch nichts ist von Dauer. Anekdoten reihen sich aneinander, manchmal behandeln ganze Abschnitte willkürlich anmutende Biografien. Etwa das Kapitel «Sneik Tschonn», das einem Bekannten des Erzählers folgt, den es in die Vereinigten Staaten verschlug und der seinen Spitznamen dem Enthaupten von «Klapperschlangi» verdankt.

Zusammengehalten wird das Buch durch das Motiv des Autorennfahrens, das sich durch den Roman zieht und den Erzähler eng an seinen «Vätü» bindet. Was «Auf der Strecki» dem Leser sagen will, bleibt nach der Lektüre nicht

Manchmal entsteht aber der Eindruck, Reichen wolle seine Leser hochnehmen.

ganz klar. Der Roman wirkt wie ein linguistisches und literarisches Experiment, das zwar mit seiner Ungewöhnlichkeit punkten kann, aber an der Forcierung dieses experimentellen Charakters zu scheitern droht. Das gut zwanzigseitige Helvetismus-Glossar untermauert diesen Eindruck noch.

Bereits Reichens zwei bisherige Romane, «aufgrochsen» (2006) und «Sundergrund» (2014), haben einen starken dialektalen Einschlag, und seine letzte kollaborative Veröffentlichung, «Druffä. Aus dem Leben eines Berner Drogensüchtigen», hat inhaltliche Übereinstimmungen mit «Auf der Strecki». Wie schon im Bestseller von Pedro Lenz, «Der Goalie bin ig», scheint die Berner Mundart sich besonders gut für Drogengeschichten zu eignen. Und wie Lenz gelingt auch Reichen eine interessante soziologische Studie, auch wenn sie noch etwas mehr Stringenz verkräftet hätte.



Die Bibel Christliche Toleranz

Der eine macht einen Unterschied zwischen den Tagen, für den andern sind alle Tage gleich.

Jeder aber bleibe seiner Überzeugung treu (Römer 14, 5). – Paulus bringt hier den religiösen Kalender zur Sprache. Ob ich ein Christusgläubiger bin, hängt nicht davon ab, wie ich die Feiertage begehe. Auch nicht, ob ich besonderes Fleisch esse oder nicht (1. Korinther 8). In solchen Fragen darf es unter Christen verschiedene Auffassungen geben. Bekenntnissituationen gibt es durchaus. Zum Beispiel kann kein Christ für den Völkermord plädieren. Doch die meisten Entscheidungen sind harmloser und können nicht als *status confessionis* gelten. Mag jemand aus christlicher Überzeugung aufs Autofahren verzichten, so kann trotzdem der Automobilist ein Christ sein. Paulus ruft dazu auf, nicht jede persönliche Meinung zum Bekenntnistest aufzuplustern. Die Gemeinde Christi ist grundsätzlich vielseitig und tolerant.

Heute stecken die Kirchen in der Krise. Viele ihrer Mitarbeiter sind sich über ihren Auftrag im Unklaren. Um ihre Bedeutsamkeit zu frisieren, drängen sie in beliebige Betätigungen. Da kam die Initiative «Für verantwortungsvolle Unternehmen – zum Schutz von Mensch und Umwelt» (KVI) wie gerufen. Sie klingt nach Weltverbesserung. Wohlverstanden: Christen dürfen mit Ja stimmen. Doch dass der orange Wimpel an so vielen Kirchen und Pfarrhäusern baumelt, gibt vielen Initiativgegnern das Gefühl, schlechte Christen zu sein. Das hat die praktizierende Katholikin Karin Keller-Sutter ausdrücklich beklagt.

Ich kann sie beruhigen: Diese Abstimmung ist kein *status confessionis*. Für Christen gibt es gute Gründe, mit Nein zu stimmen. Die Vorlage bringt nicht die Verbesserungen, die sie verspricht. Und Christus hat nie für oberflächliche Moral plädiert, sondern dafür, sein Tun an den längerfristigen Resultaten auszurichten.

Peter Ruch

Grossartige Geschichtslektion

Der niederländische Maler Rembrandt brachte den Orient seiner Heimat nahe: Als einen Sehnsuchtsort, den er nie besuchte.

Rolf Hürzeler

Rembrandts Orient: Westöstliche Begegnung in der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts. Kunstmuseum Basel, bis 14. Februar 2021

Der dunkelhäutige Täufling in orientalischem Kleid steht willig am Wasser. Neben ihm ein eifriger Alter, der ihn in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen will. Im Hintergrund sind schwarze Krieger zu sehen – vielleicht als Wache. Mit «Die Taufe des Kämmerers am Wasser» ist das Gemälde aus dem Jahr 1626 überschrieben. Es illustriert die biblische Geschichte, die von einem äthiopischen Finanzbeamten handelt, der den Apostel Philippus in der Nähe von Jerusalem um die Taufe gebeten haben soll.

Der niederländische Künstler Rembrandt Harmenszoon van Rijn (1606–1669) führte in dieser Szene das Morgen- und das Abendland zu einer Welt zusammen. Dabei interpretierte er die Szene nach Gutdünken, als hätte ihm die neutestamentliche Geschichte lediglich als Vorwand gedient, Ost und West gemeinsam in lebensbejahenden, fast fröhlichen Farben zu präsentieren. In anderen Fällen ging es einfacher: Er malte ein Porträt eines Zeitgenossen, setzte ihm einen Turban auf, und fertig war der niederländische Muselman.

Die Ausstellung «Rembrandts Orient. Westöstliche Begegnung in der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts» im Neubau des Kunstmuseums Basel, eine grossartige Schau mit 120 Werken, zeigt die Sehnsucht nach dem Exotischen in einer Gesellschaft des Aufbruchs. Sie dokumentiert das wirtschaftliche und das gesellschaftliche Umfeld, in dem sich wegweisende Kunst entwickeln konnte: Die Niederlande hatten die langjährige Be-

setzung von Spanien-Habsburg abgeschüttelt und waren im Begriff, sich als die führende Handelsnation des Kontinents zu etablieren. Die Republik der Sieben Vereinigten Provinzen bot die politischen Voraussetzungen für verbreitete Prosperität.

Der traditionelle Adel war marginalisiert, wie der deutsche Historiker Philipp Blom in sei-

Als «Goldenes Zeitalter» gingen diese Jahre in die Geschichte ein, ähnlich wie die Elisabethanische Zeit eine Generation früher in England. «Golden» ist in den Niederlanden wörtlich zu verstehen, was die Malerei angeht. Der wachsende Kunstmarkt war lukrativ, Gemälde galten als Kapitalanlage und symbolisierten den materiellen Erfolg ihrer Besitzer. Rembrandt und seine künstlerischen Zeitgenossen profitierten davon.

Wissensdurst und Wohlstand

Allerdings nur, wenn sie die Mechanismen des frühkapitalistischen Kunstmarktes durchschauten. Gerade diese Eigenschaft ging dem Maler Rembrandt indes ab. Er war zwar ein anerkannter Künstler, doch mit dem Geld umgehen konnte er nicht. Das übernahm seine aus einer wohlhabenden Familie stammende Ehefrau Saskia, die allerdings schon 1642 verstarb. In der Folge verstrickte sich Rembrandt in familiäre Streitigkeiten und erlebte bis zu seinem Lebensende einen kontinuierlichen Abstieg. Sein Gemüt litt zudem unter dem Tod von drei Kindern, denen später sein liebster Sohn Titus folgte. Rembrandt selbst starb verarmt und vereinsamt.

Die Basler Ausstellung ist einem Lehrbuch ähnlich in einzelne Kapitel geteilt wie «Die Landschaft der Bibel. Der frühe Rembrandt und seine Vorbilder» oder «Die Erfassung der Welt. Sammler und Forscher». Rembrandt selbst war wie viele seiner Zeitgenossen ein passionierter Sammler von Objekten

und Stoffen aus dem Orient, wie seine gemalten Brokat- und Seidengewänder belegen. Die meisten Zeitgenossen und wohl auch er selbst hatten jedoch wenig konkrete Vorstellungen vom Orient, zumal sie darunter kein geografisch eingegrenztes Gebiet verstanden, wie es in einem Ausstellungstext heisst: «Der



Ost und West: Rembrandts «Taufe des Kämmerers», 1626.

nem Buch «Die Welt aus den Angeln» schrieb: «In den Niederlanden begannen sich die Kulturen einer Lebensweise und einer Weltsicht abzuzeichnen, die wenig mit der Realität der alten, feudalen Gesellschaft Europas zu tun hatten.» So war religiöse Toleranz angesagt, solange einer nicht gerade dem Papst huldigte.

Orient war das Andere [...], die Projektionsfläche für eigene Bedürfnisse, für die das rationalistische Weltbild des Abendlandes, besonders pointiert im Protestantismus, keinen Raum bot.»

Allerdings zeigen einzelne Werke auch, wie erstrebenswert die konkrete Erfassung der Welt damals war. So malte der Künstler Michiel van Musscher, eine Generation älter als Rembrandt, den Steuereinnahmer, Kartografen und Landvermesser Barend van Lin mit seinem jüngeren Bruder und seinem künftigen Schwager. Der Hausherr dominiert die Szene in einem «japone rok», wie es im Katalog heisst, vor allem aber verweist er auf ein Tellurium, ein Modell, das die Bewegungen von Erde und Mond veranschaulichte. In der Figur des Barend van Lin vereinigen sich die Tugenden der damaligen Zeit: Wissensdurst und Wohlstand sowie Gottesfürchtigkeit, auf die eine aufgeschlagene Bibel hinweist. Genau so wollte der Hausherr van Lin als Auftraggeber für das Gemälde wahrgenommen werden, das entsprach seiner gesellschaftlichen Stellung, und dafür bezahlte er Geld.

Nährboden für prosperierende Kunst

Die Niederlande waren ihren Nachbarn wirtschaftlich voraus. Das kleine Land wies weltweit die höchste Alphabetisierungsrate auf, die Marktwirtschaft war in dem teilweise urbanisierten Land weit entwickelt. Das war der Nährboden für prosperierende Kunst, wie eine separate Ausstellung von Druckgrafiken

im Hauptbau des Kunstmuseums zeigt. Rembrandt fertigte bereits in jungen Jahren kommerzielle Radierungen an. So konnte er bis zu hundert Abzüge von einer Platte gewinnen. Dabei setzte der Künstler teilweise auf religiöse Motive, um Geschichten zu erzählen wie «Der Engel erscheint den Hirten» oder «Die Löwenjagd» – vergleichbar mit heutigen Comics. Fand ein Motiv bei der Käuferschaft Anklang, überarbeitete der Künstler die Druckplatte mit neuen Strichen mehrfach zu neuen «Zuständen», wie es in der Fachsprache heisst. Das Kunstmuseum bestückt diese Schau mit Schenkungen des 97-jährigen Berner Auktionators Eberhard W. Kornfeld, der seit Jahrzehnten Radierungen von Rembrandt sammelt. Er schenkte seinen Bestand dem Kunstmuseum, der die «Orient»-Ausstellung kongenial ergänzt.



Falscher Orientale:
Porträt eines Holländers.

Zeitgeistig unterstreicht die Ausstellung die kolonialen Dimensionen der damaligen Zeit kritisch. Tatsächlich ermöglichte der breite Wohlstand der Niederlande eine abenteuerliche Expansion in entfernte Weltgegenden – von Amerika bis in den Fernen Osten. Beispielhaft dafür steht das Porträt des Kolonialisten Willebrand Geleyns de Jongh, der im Dienst der Niederländischen Ostindien-Kompanie eine Handelsflotte dirigierte, die im Hintergrund des Gemäldes zu sehen ist. Der Mann liess sich mit dem Habitus eines Imperators malen. Ein schwarzes Mädchen mit Sonnenschirm schützt ihn, ein Junge trägt ihm den Mantel. Die Hierarchie ist offenkundig, auch

wenn historisch umstritten ist, ob der Sklavenhandel wirtschaftlich tatsächlich bedeutsam war. Jedenfalls gab es Verlierer in diesem «Goldenen Zeitalter», wie auch Rembrandt erkannte. Darauf deuten die zwei Tuschkizzen eines Bettlers hin, die er neben zwei wohlhabende Männer in orientalischer Kleidung stellte. Angesichts seiner eigenen andauernden

Die Ausstellung unterstreicht die kolonialen Dimensionen der damaligen Zeit kritisch.

finanziellen Misere könnte sich Rembrandt selbst als Opfer dieser Wohlstandsgesellschaft gesehen haben.

Immer wieder verwiesen kritische Geister wie der 1945 verstorbene Kunsthistoriker Johan Huizinga auf die Ambivalenz jener Epoche: «Es ist der Name des Goldenen Zeitalters selbst, der nichts taugt. [...] Wenn unsere Blütezeit einen Namen haben soll, so nenne man sie nach Holz und Stahl, Pech und Teer, Farbe und Tinte, Wagemut und Frömmigkeit, Geist und Phantasie.» Seither haben auch die Propagandisten eines politisch scheinbar korrekten Geschichtsverständnisses das Thema entdeckt. So verzichtet das Amsterdam-Museum seit letztem Jahr auf den Begriff «Goldenes Zeitalter», um dem Schicksal der damaligen Sklaven gerecht zu werden.

Die Basler Ausstellungsmacher liessen sich von dieser Debatte indes nicht beirren und hielten am «Goldenen Zeitalter» fest. Die schiere Fülle der gezeigten Werke gibt ihnen recht. Ein Besuch dieser Ausstellung bietet nicht nur eine seltene Begegnung mit Rembrandt, sie ist vielmehr eine Geschichtslektion im besten Sinn des Wortes.

24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!

MILLIONEN LOS 2020
Jeden Tag eine Million zu gewinnen!

Zum letzten Mal!

SWISSLOS

The advertisement features a vibrant yellow background with falling Swiss 1000 Franc banknotes. In the center, a large, 3D-style text reads '24 NEUE MILLIONÄRE GESUCHT!'. To the right, a 'Kalenderspiel' (calendar game) is shown, with each day's prize amount displayed in a small box, such as '24 Mio.' for the 24th. A blue circular badge with white text says 'Zum letzten Mal!'. At the bottom right, the 'SWISSLOS' logo is prominently displayed. A small image of a money bag with '1 Mio.' written on it is also visible.



Querulant mit Pokerface: Bill Murray (mit Rashida Jones in «On the Rocks»).

Film

Weisheit des Stoikers

Wolfram Knorr

On the Rocks (USA, 2020)
Regie: Sofia Coppola. Mit Bill Murray, Rashida Jones, Marlon Wayans. Auf Apple TV+

Also um Betrug geht's hier nicht – oder doch? Jedenfalls fällt Felix, dem Grandseigneur der New Yorker Kunsthändler-Szene, auf, dass seine hübsche Tochter Laura unglücklich ist. Während ihr attraktiver Gatte Dean mit seinem Start-up-Team und einer hübschen Assistentin unentwegt auf Business-Reisen ist, fristet sie das Muttersein mit zwei Töchtern. Frühstück, Fahrt zu Schule und Kindergarten, Tratschereien anderer Mütter, die tägliche Routine eben.

Felix stachelt sie an, dem Gatten auf die Finger zu schauen, sein Handy zu überprüfen zum Beispiel. Obwohl sie das eigentlich nicht will, denn Laura ist eine moderne Frau, Schriftstellerin, mit sündhaft teurer Wohnung in bester Lage und einem Vater, der sie mit dickem Wagen und Chauffeur abholt. Ein Märchen wie aus dem Kino – na ja, dort findet es auch statt, und daraus ragt Bill Murray als Felix übergross heraus, ein Sarastro («Ein Mann muss eure Herzen leiten»), der Tochter den Weg zu weisen. Und der Weg ist schon sehr komisch.

Man spürt Stolz und pure Freude, mit der Sofia Coppola, Autorin und Regisseurin von «On the Rocks», Murray einfach spielen lässt; nach «Lost in Translation» (2003) weiss sie auch, warum: Der Mann ist launisch, macht gern, was er gerade will, und ist nicht für jede Rolle zu haben. Es kursieren zahllose Anekdoten über seine Unberechenbarkeit. Eine sei erwähnt: Nachdem er wieder einmal eine Rolle abgelehnt hatte, entschloss er sich, im Taxi herumzufahren. Dabei erfuhr er, dass der Chauffeur eigentlich Saxofonist sei, aber Geld verdienen müsse und nicht genügend üben könne. Murray liess ihn anhalten und das Instrument aus dem Kofferraum holen, setzte sich ans Steuer und nötigte den Fahrer, im Fond zu üben, während er durch die Gegend kurvte.

Misanthropischer Wetterfrosch

Hollywood ist ein Herbarium kurioser Pflanzen, aber keine kommt an das lakonische, stoische, melancholische Gewächs namens Bill Murray heran. Der Querulant mit dem Pokerface ist der Darling der Arthouse-Cineasten: Wes Anderson («The Life Aquatic with Steve Zissou», 2004), Jim Jarmusch («Broken Flowers», 2005), Harold Ramis («Groundhog Day», 1993), Sofia Coppola. In Ivan Reitmans «Ghostbusters» (1984) gelang ihm der internationale Durchbruch und mit «Groundhog Day» der erste Kultfilm. Dort verfällt er als misanthropischer Wetterfrosch totem Trübsinn; ein Tag ist wie der andere, der Mann ruft nach Erlösung, mit einem Gesicht, als

hätten Murmeltiere in ihm genistet. In Jim Jarmuschs «Broken Flowers» besucht er als frühverrenteter Lebemann die Verflorenen. Am Ende steht er an einer Kreuzung, völlig reglos, und überlegt, welche Richtung er einschlagen soll. Alle Wege stehen ihm offen. Das entspricht seiner Grundhaltung.

Aufgewachsen in Chicago, abgebrochenes Jura-Studium; zum zwanzigsten Geburtstag Knast, weil er am Flughafen von Chicago mit vier Kilo Gras erwischt wurde; erste kleine Auftritte bei «National Lampoon», mehrere Jahre bei «Saturday Night Live» und 1980 als Reporter Hunter S. Thompson in «Where the Buffalo Roam» seine erste Kinofilm-Rolle. Da hat er schon auf Agenten, Manager und all die Trabanten, die in Hollywood um die Mimen herumschwirren, verzichtet. Es war ihm völlig

Murray ist launisch, macht gern, was er gerade will, und ist nicht für jede Rolle zu haben.

schnuppe, ob ihm dadurch einträgliche Rollen entgingen. John Belushi sagte über ihn, es sei völlig egal, was es für ein Film sei, Hauptsache, Bill spiele mit.

Das war auch Sofia Coppola klar, als sie «Lost in Translation» plante. Die Rolle eines alten Filmstars, der sich in Tokio für eine Whisky-Werbung verdingt und im Hotel auf die ebenso verloren rumhängende Charlotte (Scarlett Jo-



Social Media

Träume gehen viral

Dominique Feusi

Fleetwood Mac: Dreams. Warner Bros. Records

An der Tramhaltestelle. Im Park. Vor dem Computer. Der Song kommt aus Teenager-Smartphones, portablen Boxen von Yoga-Frauen, und ein Algorithmus spielt ihn im «Viral 50»-Stream. Wird die Wumme subtrahiert, ist es der Sachverhalt aus Deichkinds Lied «So 'ne Musik»: «Und auf einmal hörst du so 'ne Musik / Aus dem Kinderzimmer, beim Gerätetraining / Wer macht denn heute noch so 'ne Musik?»

Comeback dank Autopanne

Heute? Niemand macht heute noch «so 'ne Musik». Die Generation Viral teilt gerade den Musikgeschmack der Generation Vinyl. «Dreams» von Fleetwood Mac ist 43 Jahre alt, und der Song legt die besten Verkaufszahlen seiner Geschichte hin: 13,4 Millionen Streams und 22 000 verkaufte Downloads in einer Woche, im Oktober war die Spitze bei über 2,4 Millionen Spotify-Streams pro Tag, davon über 14 000 in der Schweiz. Fleetwood Macs erste und einzige «Nr. 1 Billboard Pop Single» aus dem Rekordalbum «Rumours», mit über vierzig Millionen Exemplaren auf Platz neun der weltweit meistverkauften Musikalben, dominierte 1977 die Charts. 2020 ist es der älteste *non-holiday title*, der es jemals in die Top Ten der *Billboard*-«Streaming Songs Chart» geschafft hat. Da war nicht nur Mick Fleetwood platt.

hansson) trifft, wollte sie unbedingt mit Murray besetzen. Und in «On the Rocks» spielt er genüsslich den Vater, der der Tochter (Rashida Jones) mit herrlich abgestandenen Weisheiten über das ewig Männliche auf die Sprünge zu helfen versucht: «Als die Menschen noch auf allen vieren gingen, starrten die Männer wie gebannt auf die Hintern der Frauen. Als sie aufrecht gingen, übernahmen die weiblichen Brüste diese Funktion.» Laura blickt ihren Vater an, als sei er gerade lobotomisiert worden. Wunderbar, und er? Staubtrocken, als sei sein Gesicht eine Oberfläche mit nichts dahinter.

Ein-Mann-Show

Doch dann klärt sich, dass es nicht um Lauras Beziehung zu ihrem Mann geht, sondern um die zwischen Tochter und Vater. Laura wirft ihm Versagen vor, er habe die Mutter und sie im Stich gelassen, nur weil er hinter jedem Rock her war. Es sind schmerzliche Momente, in denen die komische Romanze mit dem Vater ihre Leichtigkeit verliert. Dem Vater, der mit jeder Kellnerin flirtet und, nachdem er eine Ampel bei Rot überfahren hat, die Cops so bequatscht, bis sie ihm auch noch das abgeoffene Auto anschieben. Murrays Pokerface durchziehen mokante Mundfalten mit der Einsicht, den Narren nur gespielt zu haben, um von der Tochter gesagt zu bekommen, dass er als Vater versagt hat. «On the Rocks» ist eine Ein-Mann-Show, Sofia Coppolas Verneigung vor Bill Murray, der im September siebzig Jahre alt wurde.



„Oder war es doch 'Bimbalsim'?“

Zu verdanken ist dieses Comeback einem Auto, einem Cranberry-Saft und einem Mann. Der Mann heisst Nathan Apodaca, er arbeitet in einem Kartoffellagerhaus in Idaho, und sein Auto blieb auf dem Weg zur Arbeit stehen. Also habe er den «Ocean Spray»-Juice und sein Skateboard aus dem Kofferraum geholt und sei damit weitergefahren. Dabei filmte er sich: Ein Mann. Ein Skateboard. Eine Flasche Saft. Und dazu «Dreams» von Fleetwood Mac. Um die Mittagszeit hatten auf Tiktok bereits über eine Million Menschen sein Video «Morning vibe» gesehen.

Wahrgewordener PR-Porno

Doch das war erst der Anfang, dann ging's so richtig viral: Fleetwood Mac teilten «Morning vibe» auf ihrem Twitter-Account, Mick Fleetwood, Mitbegründer und Schlagzeuger, trat höchstpersönlich enthusiastisch Tiktok bei und filmte eine eigene Version, Hunderttausende taten es ihm gleich.

So spülte es ein altes Lied in eine junge Zielgruppe, des Werbers Shangri-La, dort, wo strategisch alle hinwollen, aber die wenigsten hinkommen, denn die 13- bis 24-Jährigen repräsentieren 69 Prozent der Nutzerbasis der

*Ein Mann. Ein Skateboard.
Eine Flasche Saft. Und dazu
«Dreams» von Fleetwood Mac.*

App, und Fleetwood Mac hörten die meisten dieser jungen Menschen zum ersten Mal. Heureka, neues Publikum: Einige streamten weitere Songs oder kauften gleich das Album, und noch ist kein Ende in Sicht. Besser geht's nicht. Das ist der Stoff, aus dem die Marketingträume sind, ein wahrgewordener PR-Porno.

«Wir schulden dir was», so Mick Fleetwood zu Nathan Apodaca in «BBC World News America». Ziemlich viel, möchte man sagen, doch 420dogface208, wie er sich bei Tiktok nennt, scheint mit seinem Stück vom Glück zufrieden: Vom Getränkehersteller Ocean Spray gab's für die Gratiswerbung einen neuen Pick-up, die Follower-Zahlen des 38-Jährigen, der (noch) in einem Trailer vor dem Haus seines Bruders lebt, sind explodiert: 5,4 Millionen bei Tiktok, 2,9 Millionen bei Instagram, Anfragen laufen neu über sein Management.

Eine Geschichte, wie man sie jetzt braucht, ein Song, der die Seele streichelt, die Generationen punkto Musikgeschmack vereint, und Lyrics, passend zu dieser Zeit, in der man sich nach Freiheit und dem Ende der Einschränkungen sehnt: «You say, you want your freedom / Well, who am I to keep you down».

Einzig für einen Namensvetter auf Instagram scheint das moderne Märchen nicht ganz so zauberhaft: «Not the Nathan Apodaca of Tiktok fame. Leave me alone!»

Rock

Sonnenschein und Schneesturm

Anton Beck

AC/DC: Power Up. Columbia Records.

Mein Vater liebt AC/DC, darum, so verlangt es das Gesetz der Pubertät, habe ich sie als jugendlicher abgelehnt. Er schwärmte davon, dass diese Band für ihn eine Art Befreiung aus dem konservativen Elternhaus bedeutet habe, erzählte mir Anekdoten, welchen AC/DC-Song er in welcher Lebensphase das erste Mal gehört habe. Ich konnte mit alledem nicht viel anfangen. Für mich waren AC/DC einfach ein paar ältere Herren, welche die immergleichen Akkorde, den immergleichen Drum-Beat aneinanderreichten. Mit sechzehn oder siebzehn begleitete ich meinen Vater sogar ins Hallenstadion an ein Konzert der Australier, aber meine Vorurteile wurden bestätigt: Die Band war laut und monoton; die Konzertbesucher besoffen, rüde und aufgeheizt – ich fühlte mich fehl am Platz.

Mir waren Bands wie Coldplay lieber, zarte Stimmen, liebestrunkenen Texte und Feuerzeuge, die an den Konzerten im Dunkeln zu Tausenden in die Höhe gehalten wurden. Das hing nicht zuletzt damit zusammen, dass

ich nicht viel übrig hatte für harte Kerle mit Teufelshörnern und für ein Männlichkeitsbild, das darauf hinauslief, sich wie ein biergeladener Wikinger aufzuführen. Als es, ich war mittlerweile Student, dann hiess, AC/DC würden wohl aus gesundheitlichen Gründen keine Musik mehr machen, war mir das, anders als meinem Vater, gleichgültig.

Doch man sollte Rocklegenden nicht zu früh für tot erklären. Überraschend gibt es nun nämlich ein neues Album. «Power Up», zwölf Songs, die so klingen, wie ein typisches AC/DC-Album eben klingt – im Positiven wie im Negativen. Einerseits ist es erstaunlich, dass der Band auch nach fast fünfzig Jahren Musikmachen, nach unzähligen Alben und Auftritten, noch neue Wege einfallen, um aus einer Handvoll Akkorden ein Dutzend Songs zu stampfen. Auch fasziniert die Beständigkeit, mit der AC/DC an ihrem Sound festhalten.

Aneinanderreihung von Phrasen

Andererseits ist es traurig, dass die Australier auch bei ihrem x-ten Album keine Innovation wagen, dass alle zwölf Songs das fast identische Tempo, den fast identischen Aufbau und die scheinbar immergleiche Melodie haben. Selbst nach mehrmaligem Anhören des Albums ist es unmöglich, zu sagen, welche Songs sich nun darauf befinden. Der eine heisst «Witch's Spell», der andere «Shot In The Dark», ein dritter «Money Shot», aber liesse man die Namen

weg, wären sie nicht auseinanderzuhalten. Wer die Texte googelt, findet auch dort kaum eine Zeile, die bleibt. Ein fantasievoller Leser würde wohl sagen, die Texte handeln von der Liebe zu Hardrock, Bars und einer umworbenen Frau, doch wer nüchtern draufblickt, sieht bloss eine Aneinanderreihung von Phrasen.

AC/DC haben harte Zeiten hinter sich. Background-Gitarrist Malcom Young starb 2017, Drummer Phil Rudd musste sich einer Mord-Anklage stellen und kam in Hausarrest, Sänger Brian Johnson kann nur noch dank eines speziellen Hörgeräts mitmachen. Das Leben spielt auch Rockern mit. Man könnte erwarten, sie würden sich davon beeinflussen lassen, vielleicht mal einen traurigen oder melancholischen Song schreiben, zur Akustikgitarre greifen, sich ans Piano setzen und versuchen, sich künstlerisch weiterzuentwickeln. Denkbare wäre es ja. Doch ob Sonnenschein oder Schneesturm: AC/DC boxen ihr Konzept stur durch, Album für Album, bis es irgendwann vorbei sein wird. Denkt man an frühe AC/DC-Alben wie «High Voltage» oder «Powerage», versteht man durchaus, warum eine ganze Generation von dieser Band fasziniert war, von ihrer Melodik, den Texten von Bon Scott, den frechen Album-Covers. Mittlerweile steht, auch bei «Power Up», nur noch der AC/DC-Schriftzug vorne drauf, so, als ob das bereits genüge, um zu wissen, was drin ist. Und tatsächlich, es genügt. Das findet selbst mein Vater etwas flau.



Das Leben spielt auch Rockern mit: Kultband AC/DC.

Podcast

Was mentale Stärke vermag

Anton Beck

Russell Brand: Under the Skin.
Luminary und Youtube

Sosehr der menschliche Geist zu Höchstleistungen fähig ist, so zerbrechlich kann er sein – und erheblichen Schaden anrichten. Auch körperlichen. Psychologische Beratung wird in unseren Breitengraden jedoch noch immer selten in Anspruch genommen; die persönlichen wie die gesellschaftlichen Hürden dafür sind hoch. Aber es gibt eine «Lösung light»: ein Anstupfen, ein Aufmerksam-Machen, dass nicht nur der Körper, sondern auch die Psyche ihre tägliche Fürsorge braucht.

Russell Brand widmet dieser Fürsorge seine Sendung «Under the Skin», die er auf Youtube und auch auf die Podcast-Plattform Luminary hochlädt. Ausgangspunkt ist stets ein Gefühlszustand, eine unerwünschte Verkrümmung der eigenen Wahrnehmung – Angst, Selbsthass, Abhängigkeit. Davon ausgehend schildert Brand seine eigenen Erfahrungen, und wie er, das Haar und der Bart lang und wild, im Schneidersitz und in lockerer Yogi-Kleidung dasitzt, wirkt jedes Wort glaubhaft.

Hinter dem Gehopse viel Leid

Der Engländer hatte ja auch ein durchwachsenes Leben: der Stand-up-Comedian, Radio- und TV-Moderator wurde bekannt durch einige Skandale und Filmrollen in seichten Romcoms. 2010 heiratete er Popstar Katy Perry, liess sich ein Jahr später von ihr scheiden und schlug mit Anfang vierzig einen neuen, spirituelleren Lebensweg abseits der Kameron ein. Er hält weltweit Vorträge, erzählt von den Drogen, die er genommen hat, von all den Arten, wie man den eigenen Geist ausblenden oder nahezu vernichten kann, erzählt von Einsamkeit und Verlust.

Manchmal tritt er allein auf, manchmal mit Grössen der Selbstwahrnehmung wie Jordan B. Peterson, Eckhart Tolle oder Wim Hof. Letzterer ist bekannt als «The Iceman», er hält den Rekord für das längste Eisbad (fast zwei Stunden). Brand beschäftigt, wozu mentale Stärke fähig ist. Zusammen mit seinen Gästen entwickelt er Strategien, wie abhängiges oder destruktives Verhalten im Alltag unterbunden werden kann.

Pragmatikern mag der Podcast «Under the Skin» esoterisch vorkommen, doch selbst wer mit all dem Transzendenten, von dem Brand spricht, nichts anfangen kann, dürfte seinen freimütigen Anekdoten einiges abgewinnen können. Etwa wenn er erzählt, wie er sich

mit vierundzwanzig, in einer kleinen Londoner Wohnung lebend und allmählich auf dem Weg ins Showbusiness, am einsamsten in seinem ganzen Leben gefühlt habe. Weil er damals nicht wusste, wie er damit umgehen sollte, habe er viel getrunken und Drogen ausprobiert. Der junge Russell Brand – das zeigen Interviews – war ein aufgedrehter Draufgänger. Man vermutete immer, dass hinter all dem Gehopse viel Leid und Traurigkeit stecken müsse, aber darüber gesprochen hat er nie. Somit ist «Under the Skin» auch eine Selbsterkundungstour, eine Art Reise ins Verborgene eines Menschen, an Stellen voller Scham und Trübsinn – Knausgård in Podcast-Form.

Als im Frühling die ganze Welt im Lockdown steckte, fragte sich Brand, was Isolation und Quarantäne mit uns Menschen machen; aber auch, was die Pandemie über unsere Art des Zusammenlebens aussagt, über die Nähe



zu Fremden und zur Familie. So bringt Brand stets seine eigenen Erfahrungen, vom Liebeskummer bis zur Kokainabhängigkeit, mit dem Allgemeinen zusammen.

Vor allem aber erzählt er all das mit einer solch ruhigen, angenehmen Stimme, dass allein schon die Worte wie Balsam wirken. Sosehr der junge Brand dauernd unter Strom stand, so in sich gekehrt wirkt der inzwischen 45-Jährige, etwa wenn er demonstrativ eine gute Minute lang schweigend vor der Kamera meditiert. Das mag, wie vieles an «Under the Skin», zuerst befremdlich wirken, wer sich aber darauf einlässt, merkt, dass Russell Brand nach und nach ein Bewusstsein dafür kriert, wie wichtig es ist, sich um sein psychisches Wohlbefinden zu kümmern. Jeden Tag ein bisschen.

Jazz

Running Wild, Running Mild

Peter Rüedi

Emile Parisien, Vincent Peirani: Abrazo.
ACT 9631-2

Erinnern wir uns noch an die Zeiten, als in den sechziger, siebziger Jahren namentlich die europäischen Freejazzler bei ihren Konzerten nicht ruhten, bis der letzte Zuhörer aus dem Saal vertrieben war? «Kunst muss weh tun», war die Maxime jener «Kaputtspielphase». Ich habe diesen ästhetischen Sodomasochismus nie verstanden, vor allem nicht im Jazz, der ja seit Anbeginn ein entspanntes Verhältnis zu allen Formen von Trivialität, zu populären Musikformen unterhalten hat.

Andererseits bin ich allerdings der Ansicht, dem Publikum sei auch einiges an Anstrengung zuzumuten, mehr noch und grundsätzlich: dass Anstrengung durchaus Vergnügen bereite und wir den Satz von Karl Valentin, «Kunst ist schön. Macht aber viel Arbeit», nicht nur auf die Produzenten, sondern auch auf die Adressaten von Kunst beziehen dürfen. Wie sonst gäbe es weltweit Millionen von Schach-Enthusiasten und Milliarden von Menschen, denen das Lösen von Kreuzworträtseln Freude bereitet? Die Lust am Enigmatischen kann durchaus Teil einer «Ästhetik des Widerstands» sein.

Der Akkordeonist Vincent Peirani (geb. 1980 in Nizza) und der Saxofonist Emile Parisien (geb. 1982 in Cahors), beide instrumentaltechnische Virtuosen, machen eine Musik, die weder anbietend noch «Publikumsbeschimpfung». Anspruchsvoll, aber sehr vergnüglich. Seit vielen Jahren sind sie Partner, seit ihrem Debüt-Album «Belle Epoque» (ACT, 2014) auch im Duo: Nicht weniger als 600 Auftritte haben sie in der Folge ihres CD-Bestsellers über Frankreich hinaus so berühmt gemacht, dass es verwundert, dass ihr zweites Album erst jetzt erscheint.

War das erste dem Urmeister des Sopransaxofons Sidney Bechet zugehört, ist das neue eine unorthodoxe Hommage an den Tango: mit Stücken von Astor Piazzolla, Tomás Gubitsch, Xavier Cugat und feingestrickten und vehement improvisierten Eigenkompositionen, viele davon in heftiger Umarmung («Abrazo»), in energischer Popolyfonie gemeinsam durcheinandergewirbelt.

Die Eröffnung, Jelly Roll Mortons «The Crave», knüpft allerdings an der Bechet-Hommage an, und die Coda, Kate Bushs «Army Dreamers», steht für die fehlende Berührungsanst mit Pop. Alles in allem: Weltmusik? *Mais non*. Die beiden sind, bei aller Neugier über den musikalischen Tellerrand hinaus, geerdete Jazzler mit explosiver Spielfreude.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH wettet

Mark van Huissingling

Vergangene Woche war meine Smartphone-Bildschirmzeit 12 Prozent höher als in der Woche davor. Grund war die Entwicklung des Bitcoin-Kurses; dieser stieg zeitweilig über 15 000 Dollar und lag somit mehr als 100 Prozent höher als am Anfang des Jahres.

Ihnen kann ich's ja sagen: MvH ist nicht immer bloss Anleger, er ist manchmal auch Spieler. Das heisst, je länger ich investiere – und das tue ich seit 1985 –, desto weniger sicher bin ich, ob man das so unzweideutig unterscheiden kann. (Leser, die vertraut sind mit der wunderbaren Welt von Kryptowährungen, überspringen diesen Abschnitt respektive Crash-Kurs dazu.) Bei Kryptowährungen handelt es sich um digitale Zahlungsmittel ohne intrinsischen, inneren, Wert. Sie werden nur von nichtstaatlichen Anbietern geschöpft, man spricht darum besser von «Kryptogeld». Als Zahlungssystem sollen sie unabhängig, verteilt und sicher sein, steht bei Wikipedia («Blockchain», «digitale Signaturen» et cetera erspare ich Ihnen; Krypto zu kaufen oder zu verkaufen geht, ohne zu wissen, was dahintersteckt).

Man kann mit Kryptogeld auch zahlen, immer mehr Anbieter von Waren und Dienstleistungen akzeptieren dieses. Doch ist anzunehmen, dass im Augenblick noch die Mehrheit der Zahlungen mit gesetzeswidrigen Vorgängen zusammenhängt. Bitcoin ist die gebräuchlichste Kryptowährung, aber bloss eine von vielen – 2018 gab es über 4500 verschiedene, von denen die wenigsten einen Umsatz von über 10 000 Dollar am Tag erreichten.

Um in Kryptogeld zu investieren, ach was: mit diesem zu spekulieren, eröffnet man ein *wallet* bei einer Trading-Plattform ... Ich weiss, aber Englisch ist halt die Business-, Pardon, «Geschäfts-

sprache». Ich habe mich für eine mit Namen Lykke entschieden, etwa weil sie keine Kommissionen nimmt, eine prima Website hat sowie Sitz in Zug plus einen Ableger im sogenannten Trust Square beim Paradeplatz in Zürich. Man meint dann, man könne notfalls hingehen und rufen: «Wo ist mein Geld?» Was schwieriger wäre bei anderen, die sich zum Beispiel auf den Kanalinseln oder in Panama befinden.

Jetzt zum *fun part*: Hat man sein *wallet* und ist was drin, kann man jederzeit mit Kryptogeld traden. «Jederzeit» ist im Wortsinn zu verstehen. Wem langweilig ist – so wie Ihrem Kolumnisten in Zeiten der Seuche –, der schaut, sagen wir, Samstagabend, was der Kurs von Bit- oder Litecoin oder Ethereum macht. Und falls ihm gefällt, was er sieht, wagt er ein *bid*, das heisst, er gibt an, wie viel, wovon und zu welchem Preis er kaufen beziehungsweise verkaufen möchte.

Die Chancen, dass irgendwo ein anderer Schlafloser oder Gelingweilte dagegenhält, also kauft oder verkauft, sind hoch. Vorausgesetzt, die Bedingungen entsprechen einigermaßen der Lage auf dem Markt. Und die angebotene/nachgefragte Menge ist nicht zu gross – Kryptomärkte sind nicht riesig, Samstagabend eine Million Franken, Euro, Dollar zu bewegen, funktioniert möglicherweise nicht. Aber Handelszeiten et cetera sind passé, Krypto ist tatsächlich das Geld, das nie schläft.

Seit in den vergangenen Wochen der Bitcoin-Kurs um 50 Prozent nach oben gesprungen ist – vermutlich unter anderem, weil Paypal, ein Online-Bezahldienst, bald Kryptowährungen

*Ihnen kann ich's ja sagen:
MvH ist nicht immer bloss Anleger,
er ist manchmal auch Spieler.*

annehmen wird –, macht Nachsehen, wie's steht im *wallet*, noch mehr Spass, und also steigt die Bildschirmzeit.

Bevor ich's vergesse: Lykke soll das Geld ausgehen, schrieb Lukas Hässig, mit dem ich bekannt bin, kürzlich auf seinem Finanzblog *Inside Paradeplatz*. Was allenfalls, eventuell, unter Umständen unangenehme Folgen haben könnte für Kunden und deren Einlagen; der Lykke-Gründer und CEO erwidert, fast alles sei in Ordnung (ausser dass er länger als geplant auf eine Bewilligung der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht Finma warten müsse). Wer recht hat respektive wie's weitergeht?

Keine Ahnung. Macht aber nichts, ich hab bloss *play money*, Spielgeld, in meinem *wallet*. (Nein, ich bin kein Genie, nur Kolumnist.) Dennoch nicht doof genug, einem Start-up, einer Jungfirma, die ich nicht kenne, so viel Geld anzuvertrauen, dass der Verlust schmerzen würde.

Richtiges Geld, für meine Verhältnisse, habe ich in Krypto-Zertifikate gesteckt, das ist so was wie Anteile eines Aktienindex-Fonds, damit kenne ich mich ein wenig aus. Was ich trostspendend finde, wenn's mal wieder in die andere Richtung geht – ich verliere mein Geld lieber mit Dingen, die ich verstehe.



UNTEN DURCH Platzhirsch

Linus Reichlin

In den vergangenen Jahren haben sich viele junge Männer, die studieren oder in Büros sitzen, Muskeln zugelegt. Diese Muskeln haben denselben praktischen Nutzen wie das Geweih eines Hirsches: null. Ein Zwölfender-Hirsch führt mit seinem imposanten, baggerartigen Gestänge keine Bauarbeiten aus. Er räumt auch den Wald nicht auf, obwohl er mit dem Geweih das Kleinholz zu grossen Haufen zusammenschieben könnte. Er könnte sich vom Tourismusverein Richtungsschilder an die Geweihhörner binden lassen und so als Wegweiser für Wanderer dienen. Doch für anständige Arbeit hat der Hirsch keine Zeit. Er ist den ganzen Tag damit beschäftigt, zwanzig Kilogramm Nahrung zu sich zu nehmen, deren Nährstoffe er hauptsächlich in den weiteren Ausbau seines Geweihs investiert.

Wenn er könnte, würde er kübelweise Anabolika fressen. Die Nebenwirkungen (Akne, anormale Brustvergrösserung, Beeinträchtigung der kognitiven Leistung) wären ihm völlig egal. Denn die kognitive Leistung eines Hirsches ist sowieso jeden Herbst wäh-

rend der Brunft stark beeinträchtigt, und die Aknepickel auf einem Hirsches Gesicht können nur Fachleute von blutsaugenden Hirschläusen unterscheiden. Ich behauptete nicht, dass alle Hirsche Anabolika konsumieren würden, wenn die Jäger sie ihnen an den Futterstellen anböten. Die meisten Hirsche würden vermutlich ein das Geweihwachstum beschleunigendes Hanteltraining der Chemiebombe vorziehen – nicht anders als die meisten Studenten der Geisteswissenschaften, die während der Vorlesungen Bücher unter die Arme klemmen, um ihren Bizeps zu beschäftigen.

In diesem Zusammenhang würde mich interessieren, ob es eigentlich in Hirschpopulationen, wie bei jungen Männern auch, zwei soziale Gruppen gibt: a) eher intellektuelle Hirsche, die ihr Geweih nur im Sommer bei Klimademonstrationen zur Schau stellen, und b) Inklusions-Hirsche, denen das T-Shirt selbst im Januar nicht eng genug sein kann. Das wäre ein spannendes Forschungsfeld für die Verhaltensbiologie. Überhaupt hält die Natur viele Weisheiten parat, sobald man mal den Fernseher ausschaltet. Zum Beispiel werfen Hirsche beim Röhren den Kopf in den Nacken, und dabei bohren sich ihnen oft die eigenen Geweihspitzen in den Rücken. Etwas Ähnliches sehen wir bei Männern, die wegen ihres zu voluminösen Bizeps beim Gehen die Arme unnatürlich weit vom Körper abspreizen müssen.

In beiden Fällen führt der Wunsch nach sexueller Attraktivität zu einer Selbstbehinderung. Man könnte daraus den Schluss ziehen, dass es anstrengend und unbequem ist, sexuell attraktiv zu sein. Vielleicht ist ein Hirsch, der aufgrund seines mickrigen Geweihs nur eine nach einem Jagdunfall halbblinde Hirschkuh abkriegt, am Ende glücklicher: Sie sieht seine Kümmerlichkeit nicht, und er braucht nicht zu befürchten, dass der Platzhirsch sie ihm wegschnappt.

Ist das nicht auch die Basis vieler glücklicher Ehen? «Mag sein», sagte mein Freund Bruno, als er die Kolumne las, «aber dein totaler Verzicht auf Muskeln kann ja auch nicht die Lösung sein.» – «Das gilt für dich doppelt», sagte ich, «du brauchst doch schon zum Öffnen eines Konfitüreglases einen Möbelpacker!» – «Aber nur beim erstmaligen Öffnen», sagte Bruno, «nachher schaff ich's allein.» – «Und dein kleines Rollköfferchen muss dir jeweils der Taxifahrer hochtragen», sagte ich. «Weil da meine Hanteln drin

sind!», sagte Bruno. «Weisst du noch», sagte ich, «als du im Sommer eine Kiste Bier gekauft hast und dann die Flaschen einzeln in deine Wohnung hochgetragen hast?» – «Ja, aber doch nur, weil der Getränkelieferdienst Corona hatte!», sagte Bruno. «Und als du dein Sofa in eine andere Ecke stellen wolltest», sagte ich, «wen hast du da angerufen?» – «Dich», sagte Bruno, «deshalb steht's ja auch immer noch in der alten Ecke! Weil du Ischias gekriegt hast beim Anheben.» Das stimmt nicht. Es war nicht Ischias. Ich hatte einfach gemerkt, dass Bruno beim gemeinsamen Heben das Sofa nicht hochkriegte, und um ihm die Schmach zu ersparen, übernahm ich die Schuld und sagte: «Sorry, es geht nicht, ich habe Ischias!» So war das!



FAST VERLIEBT Von Filtern und Schokoladenseiten Claudia Schumacher

«Warum sollte ich das Leben leben, wenn ich auch Instagram leben kann?», scherzte neulich ein Freund beim Spazieren. Ich hatte gerade ein Foto von ihm unter einem Baum gemacht, dessen Blätter gelb leuchteten. «Oh», meinte er mit Blick auf das Bild, «da sehe ich richtig gut aus!» Dann jagte er es auf Instagram durch den Mayfair-Filter, der die herbstlichen Farben noch intensiviert. Das Ergebnis war entzückend. «Posten!», befahl ich mit einem Lächeln – auch, um den Vorgang zu beschleunigen. Soziale Netzwerke nerven mich zunehmend. Doch nach diesem kleinen Instagram-Moment muss ich ehrlicherweise sagen: Der Rest des Spaziergangs war noch netter als zuvor. Irgendwie blickte ich wie durch den Mayfair-Filter auf die Bäume im Park und nahm die Herbstschönheit stärker wahr. Auch der Kollege schien noch besser drauf zu sein – ganz angetan von dem gutaussehenden Teufelskerl auf dem Foto, der er

selbst war. Und so gingen wir beschwingt durch den Herbst, unterhielten uns fröhlich, lachten viel. Instagram hatte tatsächlich einen Moment intensiviert. Und für die Dauer unseres Spaziergangs auch unsere Lebenserfahrung.

Vielleicht sind all die technischen Filter, die wir benutzen, deshalb so erfolgreich, weil sie zutiefst menschlich sind. Wir filtern ständig, betrachten alles und jeden gefärbt. Aus dem einfachen Grund, weil das Filtern unsere Erfahrungen intensiver macht und die Realität interpretiert. Wir sind andauernd bemüht, das Bild zu beeinflussen, das andere abgeben, oder das Bild, das andere von uns selbst haben. Als jemand, der vor zwei Jahren in eine neue Stadt gezogen ist, weiss ich, wovon ich rede. Beim Kennenlernen neuer Leute spielen Filter eine grosse Rolle. Und es kann vorkommen, dass die eigenen Filterprogramme so automatisch im Hinterkopf ablaufen, dass man den Menschen nicht gerecht wird. Ich schliesse meine Freundschaften mitunter impulsiv. Was für eine tolle Frau! Stört mich gar nicht, dass sie sich nonstop meldet. Mit der Zeit stört es mich aber vielleicht doch, weil ich unter ihrer Fröhlichkeit die Unsicherheit erkenne und in ihrer vermeintlichen Zuneigung ein bedenkliches Buhlen um Aufmerksamkeit. Tja. Generell gilt im Umgang mit neuen Leuten: Will man nicht das erste Halbjahr sch->CB, sorry, ohne Korrekturmodus! Nur drei kleine Fehler korrigiert, nichts redigiert. ockverliebt und das zweite enttäuscht sein, lohnt sich ein sparsamer Umgang mit schönfärbenden Filtern. Auch von sich selbst sollte man mehr zeigen als die Schokoladenseite.

Misanthropen vergraulen neue Menschen erst mal grundsätzlich. Und lassen mit der Zeit diejenigen näherkommen, die sich nicht abschrecken lassen. Der Ansatz ist zumindest nachhaltig.



Rettendes Tageslicht

Wann kam die Schlaflosigkeit in die Welt?



Abgehobene Warum- und Wann-Fragen.

Manchmal wache ich um drei Uhr morgens auf und werde dann heimgesucht von jenen Gestalten, die F. Scott Fitzgerald die Dämonen der Nacht nannte. Von diesen düsteren Gedanken jenseits von Hoffnung und Zuversicht, diesen kleinen Elektroschocks von Schauer und Angst, und die einzige Rettung, die einzige Sehnsucht in finsternen Tälern des Daseins, ist das Tageslicht.

In diesem Dunkel werden Minuten zu Ewigkeiten, Kleinigkeiten zu unüberwindbar Großem, und eigentlich alles fühlt sich an wie Waten ohne Kleider in einem kalten, uferlosen Sumpf und manchmal wie Untergehen auch. Ich hatte gehofft, dass die Zeit nächtlicher Dämonen mit zunehmendem Alter aufhört, aber inzwischen scheint mir, dass sie erst, wenn überhaupt, aufhört, wenn einen der ewige Schlaf holt.

Unsinkbarer Dampfer

Man kann, ehrlich gesagt, nicht viel tun, wenn die Dämonen der Nacht – all die Verzweiflung, der Schmerz, das Leid, all das stets Unerledigte einer Existenz – aus den verborgenen Höhlen des eigenen Bewusstseins aufsteigen und die Seele zur Geisterbahn werden lassen. Man könnte aufstehen, etwas trinken oder rauchen, man könnte lesen, Fernsehen schauen, und vielleicht müsste man das zwingend tun, wenn man denn könnte vor lauter Gelähmtheit und wenn die dämonischen Heimsuchungen nicht kraftvoller wären als die Möglichkeiten

Ich schaute wieder auf die Uhr, aber die Zeit stand immer noch.

der Ablenkung. Mir schien klar, dass ich für diese ungewollten Ausflüge in die Tiefsee meiner Seele eine Strategie brauchte. Ich bräuchte einen Gedanken, der mich befreit von der gedanklichen Gefangenschaft im Gefängnis meiner Dämonen, einen, der treibt wie ein unsinkbarer Dampfer auf der Oberfläche dieser tiefschwarzen See.

Ich begann, mir möglichst alltagsferne und abgehobene Warum- und Wann-Fragen zu stellen. Wann erwarb sich der Homo sapiens die Fähigkeit zu lächeln etwa? Oder warum wird Freiheit immer komplizierter, je liberaler Gesellschaftssysteme sich entwickeln?

Ich lag dann da, wälzte mich und dachte nach, aber alles, was mir dabei in den Sinn kam, war, wie wenig ich im Grunde wusste von all den Dingen der Welt und des Seins und wie sehr ich, Tag und Nacht, mit einem schläfrigen Intellekt durch das Leben stolpere, was der Dämon der Unwissenheit natürlich unverzüglich dazu ausnutzte, mich heimzusuchen.

Dann lag ich da, schlaflos, einsam, eingesperrt in den Bildern des eigenen Horrors, und wie ein Kind, das Angst hat, versuchte ich, mir etwas Schönes vorzustellen, aber meist lag das rettende Schöne so unsichtbar verborgen, wie es tagsüber die Dämonen sind. Ich schaute auf die Uhr, auf der die Zeit stehen blieb, ich schloss die Augen, redete mir gut zu, ich öffnete sie, starrte auf eine Wand und begann mit ihr flüsternd zu reden, ich schaute wieder auf die Uhr, aber die Zeit stand immer noch.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie das wohl gewesen sein mag, als das allererste Mal vor vielleicht einer Million oder auch erst vor 200 000 Jahren zwei halbnackte oder in Fellen gehüllte Frühmenschen voreinander standen und nicht nur irgendwelche schimpanesken Grimassen schnitten, sondern sich anlächelten, darin versanken in Leichtigkeit und Erfüllung und fortan ein Dasein versuchten, das dieses Lächeln immer wieder erscheinen liesse.

Irgendwie leichter

Als unlängst die Dämonen wieder anklopften morgens um drei, fragte ich mich, wann der Schlaf und mit ihm auch die Schlaflosigkeit in die Welt kam. Ob auch in Zeiten des frühen Werdens alles Seins schon geschlafen wurde oder erst später, als die Gehirne sich aufblähten und sich so vollsaugten, dass sie sich Nacht für Nacht in einem lebhaften Lockdown von all den täglichen Attacken abwaschen mussten, so gut es ging. Warum versinkt alles Leben bei Einbruch der Nacht in der umtriebigen Dunkelheit des Schlafs?

Als die Sonne wieder schien, wollte ich wissen, ob wirklich alles, was lebt, auch schlafen muss. Ja, es muss. Alles, sogar Cyanobakterien, mit 2,5 Milliarden Jahren die ältesten Lebewesen der Welt und nur eine Hülle ohne Kern, schlafen nachts. Alles Leben muss schlafen, und, so denke ich, was schlafen muss, kennt die Schlaflosigkeit. Das wiegt einen zwar nicht in den Schlaf, macht es aber irgendwie leichter, morgens um drei Uhr, wenn die Legionen von Dämonen aufbrechen.

Kleiner Glücksbringer

Chantal Giger, 20, reinigt täglich meist sechs bis sieben Heizungsanlagen. Dabei findet sie allerhand.



«Mehr Geduld»: Kaminfegerin Giger.

Als *Chämifägerin* dringe ich tief in die Privatsphäre von anderen ein. Für die meisten Heizungen gehe ich durch die Wohnung in den Keller. Es kann auch sein, dass sich im Wohnzimmer ein Cheminée-Ofen befindet. Der Kundenkontakt gefällt mir am besten. Faszinierend schön finde ich auch, wenn der Ofen mit handgemalten Kacheln verziert ist.

Kaminfeger war mein Berufswunsch. Aufgewachsen bin ich im Entlebuch. Mein Vater arbeitet in einer Baufirma als Bauführer und meine Mutter auf dem Betriebsamt. Ihr Cousin, ein Kaminfeger, nahm mich in der fünften Klasse an den Zukunftstag mit. Am coolsten fand ich, als ich zuschauen durfte, wie Herr Grau ein Kamin ausgebrannt hat. Als ich beim Feuerherd die Asche raussaugte, fand ich einen verbrannten Zweifränkler. Ich durfte ihn sogar behalten. Noch heute habe ich ihn.

Meine dreijährige Ausbildung begann ich 2015. In meiner Klasse waren noch zwei andere Frauen. Es gibt Leute, die reagieren überrascht, wenn eine Kaminfegerin in ihrer Wohnung steht. Viele sagen: «Oh, eine Frau kam noch nie», finden mich dann aber spannend und sind offen. Aber es gibt auch komplizierte Leute.

Drohne im Kaminfuss

Einmal reinigten mein Kollege und ich einen Sibir-Öl-Ofen. Ich schlug vor, wie wir das Ofenrohr am besten rausnehmen. Mein Kollege sagte, das sei eine gute Idee. Der Kunde aber, ein älterer Mann, meckerte, weil ich etwas sagte. Er

meinte, Frauen hätten in dieser Männerdomäne nichts verloren, sie gehörten an den Herd. Was er sagte, war mir zwar völlig egal. Trotzdem antwortete ich, dass wir nicht im 19. Jahrhundert lebten, und erledigte weiter meine Arbeit.

Ich habe das Gefühl, Frauen sind genauso gute Kaminfeger. Wir gehen die Arbeit anders an und haben mehr Geduld. Vielleicht sind wir im Umgang mit den Leuten sogar feinfühler. Eine Berufskollegin zu haben, wäre sicher cool. Es stört mich aber nicht, ausschliesslich mit Männern zu arbeiten. Meine Kollegen sind unkompliziert und sehr ehrgeizig.

An einem Tag erledige ich sechs bis sieben Heizungsanlagen. Es kann aber auch sein, dass ich nur vier schaffe. Das kommt auf die Heizung an, wie gross sie ist. Es gibt Öl-, Gas- und Holzheizungen. Wir reinigen immer alles, die Anlage, die Verbindungswege und auch das Kamin. Im Kaminfuss fand ich schon tote Fledermäuse, Vogel- und Hornissennester, einmal sogar eine Drohne.

Verräterischer Plastik

Mit speziellen Ruten, bis zu zwanzig Meter oder noch länger, kommen wir bis zum Dach. Dass ich dabei an den Händen und im Gesicht leicht dreckig werde, stört mich nicht. Russ sieht man auf den schwarzen Kleidern nicht. In der Freizeit trage ich auch meist Schwarz – warum, weiss ich nicht. Das passiert unbewusst.

In Emmen oder Emmenbrücke, den grösseren Städten, sind es meist Öl- und Gasheizungen; auf dem Land haben Bauern und Einfamilienhäuser noch Holzheizungen und Cheminée-Öfen. Ohne Feuer hätten diese Haushalte kein Warmwasser. Manchmal muss ich Polizistin spielen und den Leuten erklären, was sie verbrennen dürfen und was nicht. Verbrannt wird alles Mögliche. Wenn jemand zum Beispiel Plastik verbrennt, sehe ich das sofort an der Asche.

In meiner Freizeit gehe ich ins Fitness und joggen, und ich bin gerne mit Kollegen unterwegs. Im Ausgang fragen mich viele, was ich mache. Erraten hat es noch niemand. Als Tipp sage ich immer, dass ich Glück bringe. Dann fällt meist der *Zwänzger*, und sie finden meinen Beruf toll – wie meine Mutter. Sie sagt immer, ich sei ihr kleiner Glücksbringer.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Hallo Heilung

Gesundheitsdirektorin: Haben alle die Hände gewaschen?

Kommunikationsbeauftragte: Wieso? Wir befinden uns in einer Videokonferenz.

Gesundheitsdirektorin: Ah, ja. Können mich alle sehen?

Virologe: Hmhmhm hm mhm mhmhh?

Kommunikationsbeauftragte: Sie können die Maske abnehmen, wir befinden uns in einer Videokonferenz.

Virologe: Ah, danke. Ich wollte nur fragen, ob Sie mich hören können.

Gesundheitsdirektorin: Laut und deutlich. Welche Massnahmen planen wir als Nächstes?

Virologe: Vom virologischen Standpunkt aus gesehen, wäre es am besten, alle Menschen zu obduzieren.

Kommunikationsbeauftragte: Sie wollen gesunde Menschen töten?

Virologe: Nur so lange, bis wir eine Möglichkeit gefunden haben, Obduktionen auch bei lebenden Menschen vorzunehmen.

Gesundheitsdirektorin: Gut, und wie können wir Sie dabei unterstützen?

Virologe: Wir brauchen ein uneingeschränktes Obduktionsrecht oder auch eine Obduktionspflicht. Jedenfalls ist die Situation so gefährlich, dass der Staat das Zepter in die Hand nehmen muss.

Kommunikationsbeauftragte: Die Geschichte lehrt, dass die grösste Gefahr immer vom Staat ausgeht. Menschen mit schlechten Ideen gibt es viele. Aber erst wenn ein solcher Mensch über eine Verwaltung verfügt, die seine schlechten Ideen umsetzt, können diese ihr zerstörerisches Potenzial entfalten.

Gesundheitsdirektorin: Ihre persönliche Meinung interessiert uns nicht. Was ist mit dem Händeschütteln?

Virologe: Das bleibt verboten.

Kommunikationsbeauftragte: Wie soll man sich denn in Zukunft grüssen?

Virologe: Wir denken uns einen Gruss aus, der nicht krank macht, sondern heilt.

Kommunikationsbeauftragte: Sie meinen einen Heil-Gruss?

Andreas Thiel

Unter Durands Fisch

Restaurant Murtaröl

Via dal Malögia 14, 7517 Plaun da Lej
Tel. 081 826 53 50

In der Zwischensaison ist das Engadin noch schöner als sonst: Man hat es – fast – für sich alleine. Nach einem Spaziergang bei kristallklarem Himmel und prächtigen goldenen Farben suchten wir ein Restaurant, um die abgewanderten Kalorien zu ersetzen. Aber die meisten unserer Lieblingslokale waren zu. Nicht jedoch das «Murtaröl» in Plaun da Lej am Silsersee. Dieses war beinahe überfüllt mit Gästen, und sie kamen fast alle übers Wochenende aus der Region Mailand – auch die hier verkauften Fische und Krustentiere kommen vom Mailänder Fischmarkt.

Zu unserem Vergnügen fanden wir auf der Karte nebst Austern, Hummern und Kaviar



auch Jahrgangssardinen aus der Büchse. Sogar unsere Liebessorte, die Quiberonnaise aus der Bretagne. Das gab es vor Jahrzehnten auch im Horsd'œuvre des «Dolder». Heute wohl undenkbar!

Nun, mit dem frischen, knusprigen Brot und dem Salat, waren die Sardinen eine Delikatesse. Die eigentlichen Spezialitäten des Hauses – das auch ein Fisch- und Meeresfrüchteladen ist – sind die frischen Meerestiere auf 1800 Meter über Meer und die Fische aus dem Silsersee:

Saibling, Namaycush und Forellen. Über unserem Tisch hing eine fast sechzehn Kilogramm schwere Seeforelle, die einem Yannik Durand 2001 an die Angel ging und die präpariert an der Wand prangt.

Gut präpariert – in einem anderen Sinn – sind hier auch die Saiblinge, sei das gebraten oder mit Gemüse in der Folie gegart. Prächtig kommt ebenfalls die Vongole-Suppe daher mit ihrer stolzen Blätterteighaube.

Der Patron, Antonio Walther, ist auch Jäger: Sein Hirschkopfe mit den üblichen traditionellen Beilagen hat uns gut gefallen. Auch die mit Wild gefüllten Ravioli an einer hervorragenden Rahmsauce mit Thymian waren gelungen. Einziger Schwachpunkt: Die ganze Portion für Fr. 24.50 umfasste vier Ravioli – wie viele hätte uns die halbe Portion wohl gebracht, die wir anfänglich zu bestellen erwogen?

WEIN/PETER RÜEDI

Eine grosse Nummer zwei

Le Serre Nuove dell'Ornellaia Bolgheri rosso 2018. 14%. Bindella, Zürich. Fr. 52.–
www.bindella.ch

Das grosse Geld macht ein Gastrounternehmer, sagt man, nicht mit Spitzenlokalen, sondern mit solider Null-Sterne-Verpflegung für alle Tage. Zumindest in normalen Zeiten. Nicht ganz anders, steht zu vermuten, verhält es sich beim Geschäft mit dem Wein. Die grossen Marken, in Bordeaux und anderswo, sind fürs Schauwindower, für die Prestige-Degustationen und das exklusive Publikum, das sich selbst und seinen Gästen diese Ikonen aus der dreistelligen Preislage schuldig zu sein glaubt. Das sich auch einen Rolls oder Bentley leistet, auch wenn es selbst nicht bestreitet, dass man mit einem Wagen der Mittelklasse mit kaum geringerem Komfort gleich schnell ans Ziel gelangt.

Natürlich wissen das auch die Produzenten selbst. So gibt es kaum ein renommierteres Weingut in Bordeaux, das nicht einen Zweitwein im Angebot führt. Zuweilen gar einen Drittwein – wenn die Nummer



zwei ihrerseits im obersten Preissegment angekommen ist, wie, zum Beispiel, Les Forts de Latour von Château Latour. Die angesehensten Produzenten von sogenannten Supertuscans in der Goldgräberzone des italienischen Weinbaus, der Appellation Bolgheri an der toskanischen Küste, haben von den Franzosen nicht nur die Sorten übernommen, sondern auch dieses mehrstufige Marketing. So bietet die Tenuta San Guido nicht nur auf der Beletage den Sassicaia an, sondern einen Stock darunter auch den Guidalberto und im Parterre, sozusagen als Volksausgabe, den Le Difese. Nicht anders Ornellaia.

Unter der Doppelspitze, dem grossen Ornellaia Superiore und dem als «Pétras der Toskana» gefeierten reinen Merlot Masseto, finden wir zu ebener Erde Le Volte, den Wein

«für alle Tage» (allerdings in einem Haushalt, der für den täglichen Essensbegleiter gut 20 Franken budgetiert). Der Zweitwein von Ornellaia ist seit 1997 Le Serre Nuove dell'Ornellaia. Er ist, wie man sich anhand des fabelhaft gelungenen 2018ers überzeugen kann, kein Diminutiv, sondern eine eigenständige Cuvée aus Merlot (54%), Cabernet Sauvignon (26%), Cabernet franc (14%) und Petit Verdot (6%), separat vinifiziert und erst nach fünfzehn Monaten in überwiegend gebrauchten Barriques zur Assemblage vereint.

Die Trauben kommen von den jüngeren Reben der Rebberge, erfahren aber die gleiche umsichtige Behandlung unter der Oberaufsicht des in Bordeaux ausgebildeten deutschen Chefönologen Axel Heinz. Ein komplexer, in mehrfacher Hinsicht «langer», aber schon zugänglicher Wein. Reife Bordeaux-Charakteristik, gewachsen aus toskanischem Terroir: rote Beeren (Himbeeren, Kirschen), Brombeeren, elegante Tannine, spannende Würze, gute Säure. Hat allerdings den Preis eines Cru Bourgeois aus dem oberen Segment. Ist den aber auch wert.

Im Stoff liegt der Fortschritt

Die Zeiten sind vorbei, als Cabrios reine Sommerfahrzeuge waren: zum Beispiel der Jaguar F-Type 2.0.



Eine vielleicht wenig beachtete Nische des Automobils Fortschritts ist die Qualität von modernen Stoffdächern, wie sie in vielen offenen Fahrzeugen heute eingesetzt werden. Das schien mir jedenfalls so, als mir kürzlich bei angenehmen frühherbstlichen Witterungsverhältnissen der neue Jaguar F-Type 2.0 Convertible zur Verfügung stand. In der Motorisierung mit einem Vierzylinder-Turbomotor, der 300 PS Leistung und ein maximales Drehmoment von 400 Newtonmetern entwickelt, ist der offene Zweisitzer gewissermassen das Einstiegsmodell für die britische F-Type-Welt.

Seit 2013 baut Jaguar den Zweisitzer, jetzt wurde das Auto überarbeitet und steht mit klaren Linien und einer präsenten Front, in die schmale LED-Pixel-Scheinwerfer integriert sind, ziemlich gut da, wie ich finde. Zur neuen Erscheinung gehören auch ein digitales Cockpit und selbstverständlich ein modernes Infotainment-System.

Roadster dieser Kategorie, zu der auch ein BMW Z4 oder der Porsche Boxster gehören, sind ja klassische Zweitautos, da sie lediglich zwei Personen befördern können und auch über beschränkten zusätzlichen Transportraum verfügen. Im Falle des Jaguar ist die Gepäckablage im Heck zudem noch merkwürdig zerklüftet. Trotzdem fand ich die Vorstellung reizvoll, ein Auto wie dieses als einziges Fahrzeug überhaupt zu besitzen. Das hat mit dem Charakter des Jaguar und nicht zuletzt mit dem eingangs erwähnten Stoffverdeck zu tun.

Erstens, das Auto an sich: In der 300-PS-Variante mit Heckantrieb und Achtgang-Quick-

shift-Automatikgetriebe ist der F-Type ein sportlicher, aber angenehmer Alltagswagen. Im Vergleich zur V8-Kompressor-Variante etwa ist er nicht zu laut, das Fahrverhalten ist harmonisch, und für die Überholsicherheit wird dann glücklicherweise doch ein Springwert von 5,7 Sekunden von 0 auf 100 km/h ausgewiesen. Aber eigentlich fordert einen der Wagen auf, sich bei einer zügigen, aber dennoch entspannten Fortbewegungsart einzupendeln.

Fürs ganze Jahr

Zweitens, das Dach: Ohne dazu belastbares Zahlenmaterial vorlegen zu können, gehe ich davon aus, dass Cabrios öfter geschlossen als offen gefahren werden. Die Möglichkeit, das Verdeck zu öffnen, ist buchstäblich eine schöne Aussicht, und meistens genügt es schon, sie überhaupt zu haben. Das Cabrio-Erlebnis im F-Type ist übrigens gut dosiert, die Luftströme werden gekonnt um die Köpfe der Insassen herumgeleitet, so dass lediglich ein feiner Hauch von Wind um die Köpfe weht. In geschlossenem Zustand aber ist die Geräuschisolation beispielsweise so gut, dass man den Jaguar-Roadster eben guten Gewissens als Auto für jeden Tag und für das ganze Jahr empfehlen kann.

Jaguar F-Type 2.0 Convertible

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner, Heckantrieb, 8-Gang-Automatik; Hubraum: 1997 ccm; Leistung: 300 PS/221 kW; max. Drehmoment: 400 Nm bei 2000 U/min; Verbrauch (WLTP): 9,7 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: ab Fr. 89 000.–



OBJEKT DER WOCHE Docht des Ursprungs

Fondue-Rechaud «Classic», Kupfer
Erhältlich für Fr. 179.– bei Stockli.shop

Der Röstigraben zieht sich sogar durchs Fondue: Während die Deutschschweizer ihren Käse mehrheitlich mit Paste heizen, verwenden die Romands Sprit. Hintergrund der feinen Ungleichheit ist nicht etwa das Savoir-vivre, sondern ein tödliches Inferno. 1988 löste in Zürich Oerlikon ein Spritbrenner zum Warmhalten der Speisen im Restaurant des Hotels «International» (heute «Swissôtel»), das sich im 24. Stock befand, einen Brand aus, bei dem sechs Menschen starben. Das Unglück führte in vielen Haushalten östlich der Sprachgrenze zu mehr Vorsicht und zum Boom der Brennpaste.

Hergestellt wird das Sprit-Rechaud aber nach wie vor in der Deutschschweiz. Genauer gesagt, im glarnerischen Netstal. Als einziges Unternehmen in der Schweiz produziert die Firma A. & J. Stöckli AG, die 1969 auch den Portionen-Racletteofen, wie wir ihn kennen, erfand, seit ungefähr hundert Jahren den wohl elegantesten Fondue-Kocher mit dem kupfernen Tank. Das Geniale dabei ist der in der Höhe verstellbare Docht, der die Hitze steuert.

Wer nun Fondue in seiner vielleicht ursprünglichsten Form essen möchte, muss nicht gleich in die Romandie reisen. Das Restaurant «Le Dézaley» in der Zürcher Altstadt serviert noch auf Stöckli-Rechauds. Natürlich kann man sich auch einen der rund 3000 jährlich gefertigten Brenner selber kaufen.

Gemäss dem Bundesamt für Gesundheit ist der Genuss von Fondue während Corona übrigens bedenkenlos.

Benjamin Bögli

Labyrinth

Erfindungen fristen oft ein Dasein als Mauerblümchen, weil Umstände und Gewohnheiten den Blick auf ihre Verwendung vernebeln. Das Rad soll es bei den Azteken nicht über das Prestige eines Kinderspielzeugs hinausgebracht haben; seine Möglichkeiten wurden schlicht nicht gesehen. Dann braucht's nur noch ein Ereignis, und dann ist er da, der Heureka-Moment. Der QR-Code diente jahrzehntelang in der Logistik der Markierung von Komponenten. Mit der Pandemie wird der Nutzen für den Mainstream dieser im Grunde genommen hässlichen Matrix aus Quadraten offenkundig. Dank Übermittlung der Visitenkarte per Scan, dem digitalen Blättern in der Speisekarte oder der Registrierung in der Bar per Pixelmuster brauchen wir uns nicht immer gleich wieder die Hände zu waschen, wie wir es dieses Jahr gelernt haben. Sinnigerweise ähnelt der QR-Code einem Labyrinth. Das ist durchaus emblematisch für dieses Jahr der Verschwörungstheorien. Man weiss tatsächlich nie so genau, wo man beim Scannen genau landen wird.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Emblematisch für das Jahr der Pandemie.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich bin 45-jährig und arbeite seit 25 Jahren als Assistentin verschiedener Chefs. Ich tat dies stets zur vollen Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und erhielt entsprechend immer sehr gute Qualifikationen. Doch seit vor etlichen Monaten eine Frau den bisherigen Chef ersetzt hat, kann ich nichts mehr richtigmachen, werde ständig massiv kritisiert und habe jetzt auch eine miserable Bewertung erhalten. Was soll ich tun? E. D., Biel

Die Qualifikation einer Assistentin hängt natürlich immer auch mit dem Chef zusammen. Es gibt Chefs, die sind mit der eigenen Assistentin sehr zufrieden, weil sie die Leistung bringt, die der Chef von ihr erwartet. Und Sie haben dies zur vollen Zufriedenheit bei verschiedenen Chefs getan, was sich in guten Qualifikationen ausdrückte. Vereinfacht gesagt, heisst



dies aber, Sie als Assistentin haben zu diesen Chefs gepasst. Sie waren genau die richtige Person. Und nun erleben Sie den Chefwechsel. Und jetzt funktioniert es nicht mehr, wie es sollte. Das ist übrigens keine Seltenheit. Sehr oft erlebt man, dass sehr gut qualifizierte Mitarbeiter für einen Chef sehr zufriedenstellend arbeiten, während der Nachfolger – oder wie in Ihrem Fall die Nachfolgerin – ganz andere Anforderungen beziehungsweise ganz andere Bedürfnisse

hat als Ihre früheren Chefs. Sie fragen: Was soll ich tun? Zunächst sollten Sie versuchen, die von der neuen Chefin verlangten Anforderungen zu erfüllen. Wenn Ihnen das nicht gelingt, wie Sie schreiben, dann würde ich – Sie sind ja noch jung – einen neuen Chef suchen und die Stelle kündigen. Mit Ihren guten Qualifikationen von verschiedenen Chefs werden Sie das schaffen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Isabelle Vonlanthen

Das Literaturhaus Zürich schlägt sich innovativ und flexibel durch das Krisenjahr 2020. Isabelle Vonlanthen, mitverantwortlich für das Programm, schrieb währenddessen ihr erstes Kinderbuch.

Während des ersten Shutdowns habe sie jeden Tag ein paar Seiten geschrieben und per Post an ihre siebenjährige Nichte versendet. Als dann die Lockerungen kamen, hatte sich schliesslich eine gut zwanzig Kapitel umfassende Geschichte über einen Drachen, die eben erwähnte Nichte und den Kampf gegen ein Virus, das gerade den Jüngsten der Gesellschaft sehr obskur erscheinen mag, ergeben. Ob das Buch jemals veröffentlicht wird, lässt Isabelle Vonlanthen offen, denn bisher schrieb sie eigentlich für ein Publikum, das nicht unterschiedlicher hätte sein können.

Aufgewachsen in Freiburg, studierte sie Slawistik und Zeitgeschichte, ehe sie beim Diogenes-Verlag arbeitete und sich schliesslich für eine literatursoziologische Dissertation entschied, die sie auch für drei Jahre nach Warschau führte. «Es ging um die polnische Zwischenkriegszeit und um die Dichtung dieser Zeit.» Doch eine akademische Karriere zog sie nie an, sie wechselte zum Literaturhaus Zürich, wo sie seit 2011 für das Programm mitverantwortlich ist.

Seltene Lesung

So wie Vonlanthen und die *Weltwoche* ihr «Mittagessen» situationsbedingt in ein digitales Kaffee-Meeting verwandelten, ist auch bei Literaturhäusern möglichst viel Innovation gefragt. Sie müssen den breiten Begriff «Kulturvermittlung» zeitgemäss interpretieren, müssen ihre Nischen suchen, was in Zürich allerdings sehr gut gelingt. «Ein neuer Trend in der Literaturvermittlung ist sicher, dass nicht alleine wir als Programmgestalterinnen definieren, was gute Literatur ist, sondern dass wir versuchen, mit möglichst verschiedenen Leuten und Partnern zusammenzuarbeiten.»

Wer das Programm des Literaturhauses Zürich verfolgt, bemerkt diese bunte Mischung sofort. Manchmal stehen Themen wie «Was

sagt uns die Romantik heute?» im Vordergrund, manchmal aber auch die grossen – und weniger bekannten – Namen der Schweizer und internationalen Literatur. Im Sommer gab beispielsweise der bekannte Schweizer Schriftsteller Christian Kracht, dessen bereits vielgelobter Roman «Eurotrash» im kommen-



«Du kannst etwas entwickeln»: Vonlanthen.

den Frühling erscheinen wird, eine seiner seltenen Lesungen. «Er war gerade in Zürich und fragte, wie er uns helfen könne», erinnert sich Vonlanthen.

Etwas mehr Spielraum

Solch gelebte Solidarität ist vor allem in Corona-Zeiten wichtig, während derer vor allem in Kulturinstitutionen, die im Gegensatz zu anderen Wirtschaftszweigen auf Auftritte und

ein öffentliches Beisammensein angewiesen sind, viele Möglichkeiten wegbrechen. Erst spät beginnt sich hier Widerstand zu regen, doch gemeinsam zeigt sich auch die Kulturbranche als systemrelevant, wie etwa derzeit die «Alarmstufe Rot»-Bewegung in Deutschland klarmacht. Bei den Literaturhäusern nennt sich eine solche Zusammenarbeit «Netzwerk der Literaturhäuser». «Das sind fünfzehn Häuser, die gemeinsam Projekte realisieren und sich normalerweise an den Buchmessen treffen. In der Lockdown-Zeit haben wir angefangen, uns intensiver auszutauschen, und gesehen, dass wir alle ähnliche Probleme haben.» Die Schweiz habe da in den letzten Monaten etwas mehr Spielraum gehabt als Deutschland, wo die Auflagen für Corona-konforme Veranstaltungen immer sehr streng waren.

Unverfügbare Dinge

Ein Lösungsansatz, den viele Literaturhäuser zurzeit verfolgen, sind Online-Formate, und auch beim Schweizer Publikum kam das bisher gut an, auch wenn Vonlanthen das Lesen gerade im Frühling nicht leichtfiel. «Wir waren damals sehr beschäftigt damit, Veranstaltungen abzusagen, zu verschieben, neue Strategien rauszufinden. Persönlich konnte ich tatsächlich fast nichts lesen, weil ich den Kopf nicht frei hatte.» Das habe sich aber schnell wieder geändert, und nach ihrem Lesetipp gefragt, meint sie: «Unverfügbarkeit» vom Soziologen Hartmut Rosa. Ein Buch mit einer sehr aktuellen These: dass nämlich in einer Zeit, in der scheinbar alles verfügbar ist, gerade die unverfügbaren Dinge unser Leben interessant machen.

Interessant findet Vonlanthen auch ihren «Traumjob», wie sie es nennt, nach all den Jahren noch. «Du kannst lesen, du kannst kreativ sein, du arbeitest mit Menschen zusammen und kannst etwas entwickeln.»

Anton Beck

Fragen ans Gewissen

Indem sie die Gesichtsmaske im Schulzimmer verweigern, riskieren sie Existenz und Karriere. Wer sind diese Lehrerinnen?

Alex Baur

Nach der Sitzung im Lehrer-Kollegium übernahm Rahel Fabris, 32, bereitwillig die Information der Eltern. Doch als sie später vor dem Computer sass und in einem Rundschreiben erklären sollte, warum der vorweihnachtliche Lichterumzug unter strengsten Auflagen stattfinden sollte – Eltern vom Umzug ausgeschlossen, Maskenpflicht für alle Erwachsenen auch im Freien –, wurde ihr buchstäblich schlecht. Nein, wenn sie bei diesem menschenfeindlichen Humbug mittat, dann machte sie sich mitschuldig!

Der Widerstand in ihr war über die Wochen und Monate herangewachsen – wie ein zartes Pflänzchen, aus dem plötzlich ein mächtiger Baum wird. Als im März die Schulen dichtgemacht wurden, stürzte sich Rahel Fabris voller Elan in die Heimschulung. Schon damals hatte sie den Eindruck, dass die Angst vor dem Coronavirus masslos übertrieben war. Doch obwohl der Shutdown vor allem bei lernschwachen Kindern gewaltige Lücken aufriss, fügte sie sich ins Unvermeidliche.

Die selektiven Informationen der Behörden und der Medien vertieften ihr Unbehagen. Warum wurde kaum vom sehr hohen Alter (im Schnitt 84 Jahre) der Toten berichtet, die fast alle gesundheitlich schwer vorbelastet waren? Was unterschied Covid-19 von den Grippewellen, die Winter für Winter dieselbe Risikogruppe dahintrafen? Warum verkündete das BAG erst nach dem Ende des Shutdowns, dass Kinder gar nicht gefährdet sind und das Virus kaum weiterverbreiten?

Miserables Gefühl

Nach den Sommerferien – mittlerweile waren ihre Schützlinge in die zweite Primarklasse vorgerückt – wurde Fabris schnell klar, dass nun alles in Richtung Maskenzwang ging. Sie hatte stets Wert auf ein vertrauensvolles Einvernehmen mit den Eltern gelegt. Die Elternabende, die sie zuvor immer als etwas Positives erlebt hatte, führten ihr plastisch vor Augen, wie die Gesichtsverhüllung den natürlichen Austausch stört und verzerrt. Menschen, die sich vertrauen, verstecken ihr Antlitz nicht. Dasselbe



Wer aus der Reihe tanzt: dispensierte Lehrerinnen Rahel Fabris (l.), Prisca Würigler.

miserable Gefühl empfand sie auch im Umgang mit ihren maskierten Lehrerkollegen.

Fabris ist nicht grundsätzlich gegen Masken, doch in der Schule überwogen aus ihrer Sicht die Nachteile bei weitem. Dieselben Politiker und Experten, welche die Masken noch verspottet hatten, als sie den Shutdown verfügten, beschworen nun deren Tugenden. Die Jubelberichte in den Mainstream-Medien über die braven Bürger, die sich klaglos an die Order hielten, bewirkten bei Rahel Fabris eher das Gegenteil von dem, was sie sollten. Die propagandistische Dauerberieselung und die penetrante Panikmache der Covid-19-Task-Force bestärkten sie vielmehr in ihrer Skepsis.

Als einzige Lehrerin in ihrem Schulhaus verweigerte sich Rahel Fabris dem Masken-Regime, das nach den Herbstferien verfügt wurde. War sie eine Querulantin – oder einfach die Einzige, die den Mut aufbrachte, das zu sagen, was andere nur zu denken wagten? Der Maskenzwang wurde ausserhalb der demokratischen Regeln obrigkeitlich verfügt. So, wie sich nur ganz wenige maskierten, als es bloss empfohlen wurde, hielten sich nun fast alle an die Vorschriften. Der Konformitätsdruck war offenbar mächtiger als jede Busse. Die allermeisten Menschen tun einfach das, was die anderen tun. Doch keiner weiss, was sie denken, sofern sie überhaupt etwas denken.

Die Schulleiterin nahm Rahel Fabris ins Gebet, appellierte an ihr Verantwortungsbewusstsein, erinnerte sie an ihre Vorbildfunktion. Doch genau hier liegt das Problem: Aus Fabris' Sicht ist es verantwortungslos, ja ein Verbrechen, den Kindern den lieben langen Tag lang mit der Maske ein Gefühl der Bedrohung zu vermitteln. Ohne Not wird die für Kinder besonders wichtige nonverbale Kommunikation gekappt. Und das geht, davon ist Fabris überzeugt, auf Dauer nicht spurlos an der seelischen Entwicklung der Kleinen vorbei.

Blödsinn, hielt man ihr entgegen, mit der Maskenpflicht soll ein zweiter Lockdown verhindert werden, und das funktioniert nur, wenn sich alle daran halten. Regeln müssen respektiert werden, sonst haben wir das Chaos. Doch für Rahel Fabris ist das so, als müsste sie «ihren» Kindern eine Kultur der Angst und des Misstrauens eintrichtern, die aus ihrer Sicht unbegründet und schädlich ist. Wegen dieser Haltung wurde sie letzte Woche von der Stadt Zürich fristlos feuert.

Druck des Rudels

Rahel Fabris ist nicht allein. Zusammen mit ihrer Berufskollegin Prisca Würigler gründete sie eine Chat-Gruppe auf Telegram. Gegen fünfzig Lehrpersonen aus dem ganzen Land, die sich alle im selben Dilemma befinden, tau-

schen sich hier aus. Die meisten verfügen über ein ärztliches Zeugnis, das sie vom Maskenzwang befreit. Doch damit ist das Problem nicht gelöst. Wer aus der Reihe tanzt und sich dem Druck des Rudels widersetzt, braucht starke Nerven und ist schnell sehr einsam.

Die Urner Primarlehrerin Prisca Würgler, 39, wurde kürzlich von der Schule in Emmetten NW freigestellt. Sie hinterlässt, genau wie Rahel Fabris, im Gespräch den Eindruck einer ausgesprochen gefestigten und emanzipierten, zugleich aber auch pragmatischen und zugänglichen Persönlichkeit. Auch Würgler leistet Widerstand, weil ihr Gewissen nichts anderes zulässt. Und auch diese Lehrerin war bestens ins Kollegium integriert, bis das Covid-19-Regime sie in eine Gewissensnot stürzte.

Prisca Würgler, Mutter von zwei Kindern, ehemalige Bergbäuerin, unterrichtet seit drei Jahren in Emmetten. Als sich die Aufregung um das Coronavirus breitmachte, kam ihr als Erstes der Hype um die Blauzungenkrankeheit beim Vieh (2007) und die Schweinegrippe (2009) in den Sinn. Die Schliessung der Schulen im März war aus ihrer Sicht eine verantwortungslose Panikreaktion mit unabschätzbarem Kollateralschaden. Ebenso scho-

ckierend fand sie allerdings die Gleichgültigkeit, mit der sich die meisten diskussionslos dem Befehl von oben fügten.

Ritual der Unterwerfung

Anfang Mai nahm Würgler erstmals an einer Demo gegen das Corona-Regime auf dem Bundesplatz teil. Sie hatte sich zuvor kaum politisch betätigt. Als sich der Maskenzwang

Eigenständig und kritisch denkende Lehrpersonen sind im Covid-19-Regime nicht vorgesehen.

schleichend abzeichnete – zuerst im ÖV, dann in den Läden und schliesslich in den Schulen –, beschloss Prisca Würgler, selber aktiv zu werden. Aus ihrer Sicht ist die Gesichtsverhüllung im öffentlichen Raum ein Ritual der Unterwerfung, ein pseudoreligiöses Bekenntnis zur Angst vor Covid-19. Die Zwangsmaske ist demnach ein Mittel der Dressur, gleichsam ein moderner Gesslerhut. Würgler organisierte deshalb am 5. September mit ein paar Gleichgesinnten einen friedlichen Event vor dem Telldenkmal in Altdorf. Was als kleine Aktion gedacht war, mündete unerwartet

in einen Aufmarsch von rund 400 Personen. Ganz allein war die Lehrerin mit ihren Ansichten offenbar doch nicht.

Prisca Würgler verfügt über ein Arztzeugnis, das sie von der Maskenpflicht befreit. Sie verpflichtete sich, die sozialen Kontakte in der Schule auf ein Minimum zu reduzieren, überall Distanz zu wahren. Sie mied das Lehrerzimmer, an Sitzungen sollte sie künftig online teilnehmen. Das Sondersetting löste die Spannung nicht, im Gegenteil. Als das Masken-Regime im Oktober verschärft wurde und die ersten Journalisten ums Schulhaus schlichen, kippte die gereizte Stimmung in feindseliges Misstrauen.

Vorläufige Dispensierung

Die Eltern reagierten vorerst kaum auf Würglers Verweigerung. Hinter vorgehaltener Hand bekam sie Zustimmung. Als Anfang November das Boulevardblatt *Blick* auf den Plan trat, wurde allerdings auch Kritik an ihrer Verweigerung laut. Die Schulleitung vereinbart darauf mit Prisca Würgler eine vorläufige Dispensierung. Eigenständig und kritisch denkende Lehrpersonen sind im Covid-19-Regime nicht vorgesehen – sie haben sich zu unterwerfen, oder sie werden eliminiert.

**AUTOMOBIL
REVUE**

**WAS UNS BEWEGT –
SEIT 1906.**



**Jede Woche Bewährtes,
Unterhaltsames,
Informatives und
Innovatives aus der
Branche – das Abo
der Automobil Revue.**

Katalog 2020 –
Bestellen Sie ein Stück
Automobil-Geschichte
>katalog2020.ch

Automobil Revue Abo –
Schnuppern Sie rein,
10 Ausgaben für nur 19.–
>arra-abo.ch

automobilrevue.ch

Jung und bedingungslos

Liebe Jugendliche, befasst euch mehr mit Geschichte.



Umverteilung!», «Erbsteuer von 100 Prozent!», «System ändern, radikal!», «Der Markt regelt nicht, wir wollen soziale Grundrechte!», «Kapitalismus überwinden!» – laut und leidenschaftlich verkünden viele junge Menschen, sogenannte *millennial socialists*, ihre Forderungen für mehr Gerechtigkeit. Als Millennials wird die Generation bezeichnet, die zwischen 1981 und 1996 geboren ist.

Die sozialistischen Millennials sind am Aufbegehren, sie wollen einen Wandel – erzwingen. Sie hegen eine hartnäckige Abneigung gegen den Kapitalismus, eine romantische Zuneigung zum Sozialismus, sehen in ihm das, was sie in Greta Thunberg für den Klimawandel sehen: eine Lichtgestalt für eine bessere Welt. Sie sprechen gerne in Ausrufezeichen; autoritär und mit beträchtlicher Selbstgefälligkeit fordern sie Gleichheit durch massive staatliche Eingriffe wie die Umverteilung von Eigentum.

Das ist kein unbelegter Eindruck meinerseits: *The Economist* veröffentlichte vergangenes Jahr eine Studie, die besagt, dass viele der neuen Sozialisten Millennials sind. «Etwa 51 Prozent der Amerikaner im Alter von 18 bis 29 sehen den Sozialismus positiv. In den Wahlen 2016 haben mehr für Bernie Sanders als für Hillary Clinton und Donald Trump zusammen gestimmt. Fast ein Drittel der französischen Wähler unter 24 Jahren haben bei den Wahlen 2017 einen sehr linken Kandidaten gewählt.» Auch bei uns wählen viele Junge linke Parteien – wobei natürlich klar ist, dass in dieser grossen Gruppe nicht alle gleich denken und gleich kompromisslos in ihren Forderungen sind.

Radikale Klimapolitik, Antifaschismus, Antisexismus, Antirassismus, sich einsetzen für die Empfindsamkeit der Frauen und gegen das kapitalistische System – ihr Kampf für Gerechtigkeit umfasst etwa so viele Bereiche, wie sie täg-

liche Grade des Schmerzes durchleben. Denn ja, sozialistische Millennials sehen sich als Hauptleidtragende einer ungerechten Gesellschaft. Emotional sind sie sehr verletzlich, abweichende Meinungen ertragen sie schlecht, darum protestieren sie gegen unliebsame Redner an Universitäten und für ihr Recht, von allen potenziell unangenehmen Dingen im Leben geschützt zu werden. Ihnen haftet das Anspruchsdenken an, der Staat oder die Gesellschaft schulde ihnen etwas: optimale Work-Life-Balance, gutbezahlte Jobs, kostenlose Gesundheitsversorgung und Tampons für alle. Der Gedanke ans Bezahlen dieser Rechnungen hat sie nie belästigt.

Das Paradoxe: Die sozialistischen Millennials, von denen viele Studenten sind und die oft aus privilegierten Elternhäusern stammen, wollen mit der Abschaffung des Kapitalismus eigentlich das niederreißen, wovon sie ihr Leben lang profitiert haben – und profitieren werden. Diese Generation ist in einer Welt aufgewachsen, die ihnen alle Chancen bietet. Sie lebt ganz gut mit dem MacBook im Starbucks, den Adidas-Sneakers und dem Reisen, wohin das Herz begehrt, also insgesamt: mit der endlosen Auswahl an Produkten und Dienstleistungen. Zu der Erkenntnis, dass ein marktwirtschaftliches System ihnen Fülle sowie Bezahlbarkeit erst ermöglicht, kann sich ihr Verstand nicht durchringen.

Wie soll man ihnen klarmachen, dass durch eine sozialistische Ordnung auch ihr Eigentum, ihre Privilegien, ihr Wohlstand gefährdet wären? Dass wirtschaftliche Entscheidungen von individuellem Denken geprägt sein müssen und nicht von Kollektivismus, wie der liberale Vordenker Friedrich von Hayek in dem Klassiker «Der Weg zur Knechtschaft» schreibt? Dass für seine Lebensentwürfe das Individuum und nicht ein staatliches Diktat ver-

antwortlich sein kann? Und vor allem, dass ihr Traum von Gleichheit eine Illusion bleiben wird?

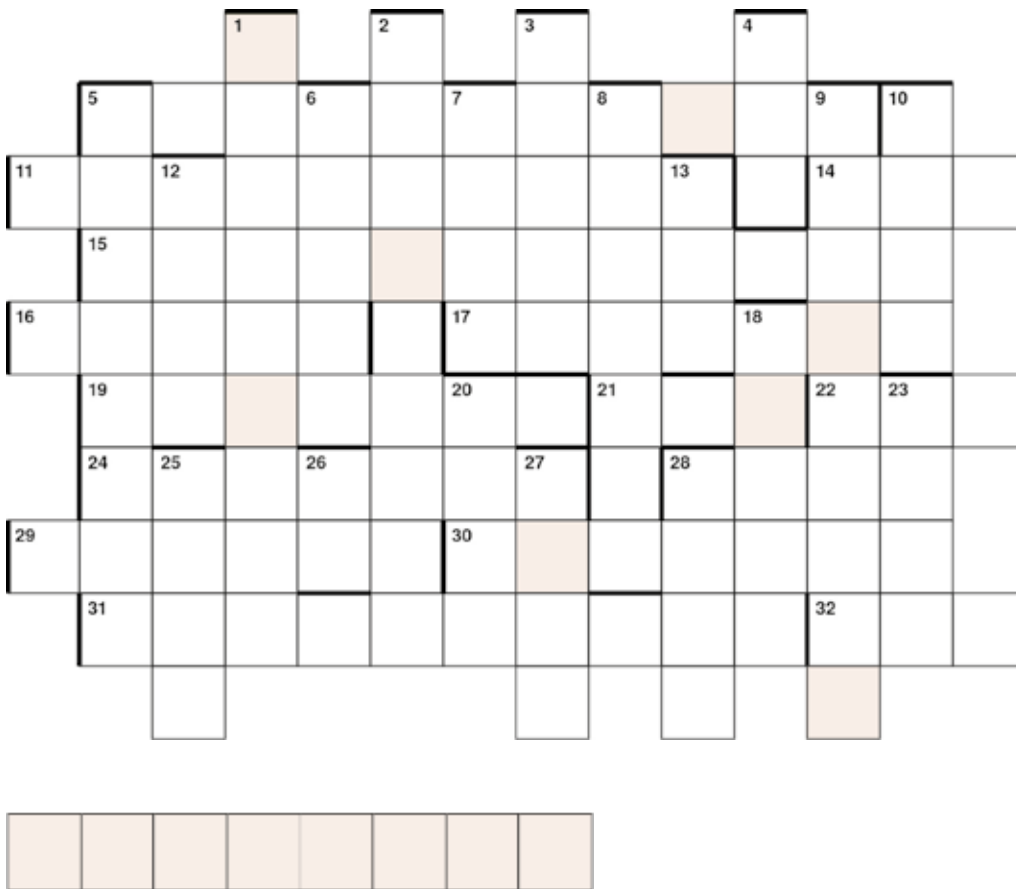
Natürlich muss der Staat den Menschen die Instrumente bereitstellen und einen Rahmen schaffen, damit sie sich bestmöglich verwirklichen können – das nennt sich Chancengleichheit. Aber ein Recht auf Ergebnisgleichheit gibt es nicht. «Es ist ein riesiger Unterschied, ob man Menschen gleich behandelt oder sie gleichmacht», so Hayeks vielleicht bekanntestes Zitat.

Bis zu einem gewissen Grad kann ich die jungen Leute verstehen. Finanzkrise 2008, Klimawandel, Corona-Krise, das macht Angst. Aber die Empörung über Ungerechtigkeiten ist stärker als der Verstand, wenn man meint, diese Ängste mit sozialistischen Methoden lösen zu können. Der Kapitalismus hat seine Nachteile, Monopole oder die Ausbeutung von Arbeitskräften sind Probleme, die man ansprechen muss. Insgesamt aber ist es ein funktionierendes System mit den gleichen Regeln für alle.

Warum romantisieren junge Menschen vermehrt den Sozialismus? Für Experten wie den US-Ökonomen Max Gulker liegt ein Grund im links geprägten Uni-Umfeld, wo viele Professoren den Sozialismus als eine Art Ideal ansehen. Aber es sind wohl auch mangelnde Geschichtskennntnisse; wer sich nicht mit der Vergangenheit beschäftigt, hat keine Ahnung von dem Elend, das sozialistische autoritäre Systeme, die im Namen der Gleichheit alles dem Klassenkampf unterordnen, angerichtet haben.

Sozialistische Millennials haben gute Absichten. Vielleicht sollten wir sie und ihre impulsiven Ideen nicht verteufeln, sondern uns mehr Mühe geben, ihnen die Vorteile des Kapitalismus und die Schattenseiten einer sozialistischen Ordnung besser zu vermitteln.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Begeht, wem sich der Magen dreht.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Während der kalten Jahreszeit angesammelte Füllung für die Frühlingsrollen. **11** Ist bekanntlich für mindestens vier von drei die reinste Hexerei. **14** Wird, etwa nachdem die Kiste abschmiert, vom sachkundigen User konsultiert. **15** Die lassen sich von Wogen wiegen, wenn sie nicht am Strand rumliegen und fernab der Meere dümpeln sie in Tümpeln. **16** Beschreibt, wen sein schlechtes Gewissen umtreibt. **17** Die dünnhäutigsten Tropensträucher. **19** Zum Beispiel bei der weichen Ware die Publikation einer Hauptversion. **21** Gefragt ist: nicht mehr gefragt. **22** Die Zeit in einer Wanne, für viele eine Wonne; ausser für Jim, für den ist's schlimm. **24** Eine Republik mit Mittelmeerblick westlich von Südsyrien. **28** Der – sein Dasein, eine einzige Pein – wird bloss zum Spass gejagt, geschlagen und getreten. **29** Einer von hinter dem Rideau de rösti. **30** Hilfreiche Denkweise, wenn's mal nicht mehr *vorwärts* geht. **31** Das Schmuckstück fürs Lobulusloch ist auseinandergebaut im Hecktresor verstaut. **32** Steht im Alephbeth zwischen Jod und Chet.

Senkrecht — **1** Aus Ärztemund eine Schreckenskund. **2** Gar kein leider Maler, der Herr van Rijn van Leiden. **3** Ich befinde mich, vorübergehend, in Mexiko. **4** Eines Selbstbewussten Selbstverweis. **5** Seit Napoleons zweiter und letzter Blamage Inbegriff einer Niederlage. **6** Einige sind sauer, andere sind mürbe und manche lässt man schon nach einer kurzen Massage gehen. **7** Der Mamma einer Mammaliama Abgesaugtem Abgeschöpftes. **8** Die Nordwestregion einer Nachbarnation südwestlich von Brissago am Lago. **9** Ein Folium des Trifoliums, bringt «tetrabartig» Glück. **10** Nach da geht's immer der Nase nach. **12** Dass false wrong, impliziert nicht unbedingt, dass dies right ist. **13** Ein Griff darein ist bestenfalls ein Schlag ins Wasser. **18** Die unflexible Hälfte eines Beatles. **20** Eine ziemlich salzige Lösung. **23** Alt und Jung und Arm und Reich oder fix und foxi. **25** Geben Foren- und Chatbenutzer ihrem bescheidenen Senf zu. **26** Bei bei als Beilage dabei. **27** Bei Tisch beispielsweise Götterspeise. **28** In des Hobbygärtners Reich ein ertragreicher Bereich.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 692



Waagrecht — **6** TENNISPIELER **12** [PRAESENT]ATION **14** IMITIEREN **16** AKTE (X): Fernsehserie **17** F[LADEN] **18** Number ONE: engl. ugs. fürs Urinieren **19** PIU: ital. Maximum / mehr **20** REHA: kurz für Rehabilitation **22** HETZER **25** LIBRETTIST: zu Libretto (ital. wörtlich Büchlein) **28** OBI: aus Star Wars **29** EINHEITSLOOK **31** NINE: engl. neun, Anagramm von «inne» **32** ELMO: aus der Sesamstrasse **33** LOT

Senkrecht — **1** [TEAM]ARBEIT **2** ANSTEHEN **3** SPAENE **4** HEIA **5** ZENTURIO: Befehlshaber einer Zenturie (von lat. centum = hundert) **6** TRILLION **7** NEIDERIN **8** IEIN **9** STROH **10** Know-IT-all: engl. Besserwisser **11** LOKI **13** NEUNTEL **15** NETT **21** ATHEN **23** ZOLL **24** EBOOK: lack = engl. Nichtvorhandensein **26** IIM: Jim aus «Die Abenteuer des Huckleberry Finn» von Mark Twain und «Die Schatzinsel» von Robert Louis Stevenson **27** STOP **30** SZ: Kanton Schwyz

Lösungswort — **STAERKEFABRIK**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



DATEJUST

Die Datejust ist die klassische Rolex par excellence und war der erste automatische und wasserdichte Armbandchronometer, der das Datum in einem Sichtfenster auf dem Zifferblatt anzeigte. Auch weiterhin ist sie der Inbegriff eines zeitlosen Stils.

#Perpetual



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com